

Caroline Sesta

# GOLDFADENFLUG

ENTWURF

ENTWURF

*Der Beredtheit der Stille gilt es zu lauschen, damit längst  
Vergangenes im Geiste wieder aufersteht.*

## Prolog

NEUBURG A.D. DONAU, AM 30. AUGUST 1530

„Der König kommt! Der König kommt!“

Geschrei wurde laut. Maximilian reckte sich auf die Zehenspitzen, aber er entdeckte keinen König. Er blickte nur auf eine menschenleere, staubige Straße, an deren Rand er neben seiner Mutter ausharrte.

„Mama“, zog er an ihrer Hand, „wo bleibt denn der König? Ich habe solchen Durst!“

Statt ihm zu antworten, winkte seine Mutter nach einem von den Jungen, die mit hölzernen Wassereimern umherliefen und gegen einen Heller aus einer Schöpfkelle Wasser trinken ließen.

Kurz darauf begleitete ihr glockenhelles Lachen Maximilians Schlürfen.

*Wie er es liebte, wenn sie lachte!*

Doch nicht nur dieses, neben dem gestillten Verlangen nach etwas zu Trinken, verschaffte ihm ein wohliges Gefühl. Vor allem war es die ureigene Angewohnheit der Mutter, bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine blonden Locken um ihre Finger zu kringeln.

In seiner Wonne hatte Maximilian nicht bemerkt, dass sich ihm ein umhertummelnder Hofnarr genähert hatte.

Die lauernenden schwarz umrandeten Augen, die ihn nun aus grell geschminktem Gesicht in verzerrter Mine anglotzten, erschreckten ihn fürchterlich. Zusätzlich ängstigte ihn das Schellen der etlichen Glöckchen, welches der Gnom durch Kopfschütteln seiner knallbunten, zipfeligen Kappe entlockte.

„Hi hi hi, Angsthase, Angsthase!“, geckerten fette, dunkelrote Lippen zu ihm.

Es dauerte einen Moment, bis Maximilians Schreckstarre wich. Doch dann drückte er sich instinktiv gegen die Beine seiner Mutter, die sich, trotz ihres Lachens, energisch hinter ihn gestellt hatte. Er fasste nach ihren Rockfalten und zog sie, gleich einem Umhang, schützend um seine Schultern.

Die Wärme, die ihn umströmte, und dazu der wohlbekanntes Geruch der Mutter, zerteilten seine Verängstigung. Vertrauensvoll lugte er unter dem von ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft gewölbten Bauch hervor und sah zu ihr auf. Das fröhliche Zwinkern ihrer blauen Augen beseelte ihn. Mutig erwiderte er anschließend den Blick des Narren, der herausfordernd vor ihm in die Knie gegangen war, und ihn grinsend anstarrte.

Sein Schreckgehebe verpufft, gestikulierte der rot-grün kostümierte Hofnarr herablassend. Er schlug ein Rad und machte sich auf die Suche nach einem neuen Opfer.

Glücklich wollte sich Maximilian noch tiefer in die Röcke seiner Mutter vergraben, aber ein unsanfter Tritt gegen seinen Hinterkopf verwehrte es ihm. Zeitgleich hörte er seine Mutter aufstöhnen. Sie unterließ das Kringeln seiner Locken und presste stattdessen die Hände in ihr Kreuz.

„Dein Geschwisterchen möchte wohl auch den König sehen, Maximilian“, traf ihn ihr Lächeln und er spürte, nachdem die Kindsbewegung abgeebbt war, wie er in die Rockfalten zurückgeschoben wurde. Fürsorglich wurde ihm das derbe, graue Gewebe in seine Kinderhände gedrückt, und als er sich abermals schützend ummantelt fühlte, ertönten die ersten Fanfaren, denen sich Trommelwirbel und Ausrufe anschlossen:

„Empfangt Euren König! Huldigt Ferdinand I. von Habsburg!“

An der Spitze des Zuges, der sich im Schrittempo in Richtung des Neuburger Stadttors heranwälzte, liefen die Fahnen-träger, Fanfarenbläser und Trommler. Sie waren allesamt in okkerfarbene, knielange Tuniken mit mausgrauem Schulterbesatz gekleidet. Lederne Gürtel zügelten die Weite ihrer Obergewänder in Hüfthöhe. Die Beine der Männer steckten in lederbesohlenen, weinroten Strümpfen, wobei sich diese Farbe an den plusterigen Sackmützen auf ihren Köpfen wiederholte.

Wegen des Lärms missfiel Maximilian dieser Anbeginn des hoheitlichen Einmarsches. Die Aufmachung der nachfolgenden königlichen Vorreiter nebst ihren Knappen faszinierten ihn dagegen. Mit offenstehendem Mund verinnerlichte er jedes Detail ihrer farbenfrohen Kleidung und dem Aufputz ihrer

Rösser. Dergleichen hatten seine fünfjährigen Augen noch nie gesehen: Lichte Harnische an den Leibern der Reiter, die unter moosgrünen Waffenröcken hervorblinkten, blendeten ihn fast. Die reichliche, federweiße Bebuschung ihrer blankpolierten Helme wippte im Takt der Pferdeschritte. Jenes Moosgrün, in verschiedenen Schattierungen und mit goldfarbenen Borten veredelt, zeigten überdies nicht nur die Satteldecken der fuchsfarbenen Rösser. Auch die lanzentragenden Knappen gingen in diesem Farbspiel. Sie trugen kurze, enge Rumpfkleider am Oberkörper, die ungeniert den Blick auf die Schamkapsel der angenestelten Beinlinge freigaben. Ihre Köpfe bedeckten kleine Kappen mit je einer angesteckten Feder und an den Füßen trugen sie raulederne, knöchelhohe Schuhe mit seitlicher Schnürung.

Dem moosgrünen Tross folgte ein orangefarbener mit Rapen, diesem ein taubenblauer, die Pferde wiederum fuchsfarben. Die Letzten dieses Gefolges zeigten sich in hellem Grau auf Falben.

Maximilians Mutter, die des Lesens und Schreibens mächtig war und die vorbeiziehenden Reiter laut mitzählte, endete bei 140 in genau dem Moment, in dem Jubelgeschrei losbrach.

Aufgeregt ließ Maximilian seine Ummantelung fahren. Mit offenstehendem Mund starrte er wie gebannt auf den König hoch zu Ross, der von einer kleinen berittenen Fürstenschar umgeben war.

Die Prachtkleidung dieser Fürsten, gehalten in den Hauptfarben ihrer jeweiligen Landeswappen, nahm Maximilian nur am Rande wahr, denn die Aufmachung des Königs vereinnahmte seine ganze Aufmerksamkeit: Ferdinand I. ritt auf einem edlen Schimmel mit silbernem Zaumzeug und tiefblauer, samtener Satteldecke. Ihn selbst kleidete ein Wams aus schillerndem Gewebe von gleicher Farbe. Durchwirkt mit Silberfäden, geführt in feinsten Stickerei, verzierten etliche Silberknöpfe sein Gewand. Des Königs leuchtend schwarzes, schulterlanges Haar deckte ein Hut mit schmaler Krempe, umlegt mit einem edelsteinbesetzten Silberreif. Die Beine schützten hohe, silbern gespornte Lederstiefel im Farbton seines Haares.

Auch die Hände, die die Zügel locker führten, steckten in schwarzledernen Stulpenhandschuhen, von denen kostbare Fingerringe glänzten.

Für einen winzigen Moment schloss Maximilian seine Augen, weil des Königs Aufmachung ihm einen sternenübersäten Nachthimmel mit Silbermond in die Sinne zauberte. Doch schnell, sich der verlorenen Gelegenheit des tatsächlichen Sehens bewusst, öffnete er die Augen wieder.

Das Schallen der Hufe, während seines geistigen Nachempfindens in die Ferne gerückt, kehrte in seine direkte Wahrnehmung zurück, und als er aufsah, trafen sich seine und des Königs Augen.

Noch immer unter jenem Zauber spürte er königliches Lächeln auf sich ... Doch nur wenige Atemzüge später war Ferdinand I. an ihm vorbeigeritten, ohne dass er dessen huldvolle Geste erwidert hätte.

Um nicht den Halt zu verlieren, suchte Maximilian nach der traulichen Hand der Mutter. Sie gefunden, schloss er wirklich seine Augen. So fest er konnte, presste er die Lider aufeinander, um das sich keiner seiner Eindrücke je aus seinem Kopf verflüchtigte ...



Ottheinrich spürte des Königs Überraschung, als er ihm nach dem üppigen Mahl zu Ehren des hohen Gasts von seinen Bauplänen berichtete.

„Was hat sich Ferdinand I. gedacht?“, grummelte er stimmlos in seinen Weinpokal. „Dass ich mein Leben lang in der zügigen Trutzburg der alten Wittelsbacher zu hausen gedenke?“

Er ließ sich von einem Tischdiener einige in Honig eingelegte Früchte reichen. Damit gab er sich den Anschein, diese Leckerei in Ruhe genießen zu wollen, was ihm Zeit zum Resümieren einräumte, ohne dem König gegenüber unhöflich zu wirken.

Jahrelang hatte er in der Festung Ludwig des Gebarteten<sup>1</sup> ausgehalten, bisher an einer Stelle der wuchtigen Stadtmauer lediglich einen halbwegs komfortablen Rundbau hinzugefügt. Momentan noch schmucklos, gedachte er, sein Inneres alsbald nach der Mode mit Familienporträts zu verziern.

Obschon er nur den Rang eines Pfalzgrafen innehatte, sah er sich dennoch, gleich seinen Vorfahren, als Vertreter des Hochadels. Und deshalb beanspruchte er für sich selbstredend eine fürstliche Residenz. Woher er die Mittel dafür nehmen würde? Nun, dies stand auf einem anderen Blatt und außerdem war selbst der Kaiser Fugger's bester Kunde ...

„Noch in diesem Winter“, schob er deshalb den geleerten Teller entschlossen beiseite und setzte die Unterhaltung fort, „beginnen die Arbeiten für einen Neubau vom Donauübergang her. Wie lange schon träume ich, von genau da aus den Anblick zu genießen, wenn im Abendrot die Sonne im glitzernen Fluss versinkt. Viel zu schade ist es, diese herrliche Lage als bloßen Zuweg zum Stadtberg zu nutzen.“

„Noch ein Neubau? Neben Euren durchaus verständlichen Anstrengungen draußen in den Auwäldern? Wo Ihr gedenkt zu Ehren Eurer lieben Gattin ein altes Jagdhaus in ein Schösschen zu verwandeln? Was schwebt Euch weiter vor, mein ehrgeiziger Ottheinrich? Ihr scheint mir recht baubesessen.“

„Ja, ja, die Krone aller fürstlichen Lustbarkeiten ist die Jagd und meine geliebte Susanna ergötzt sich an dieser Leidenschaft.“ Angesichts Ferdinands offenem Interesse kam Ottheinrich in Fahrt. „Aber Ihr, mein verehrter König, werdet mir doch zustimmen, dass es an der Zeit ist, einer alten Festung ein standesgemäßes Antlitz zu verleihen? Um damit der mir auferlegten Pflicht nachzukommen, meinen Kaiser und auch Euch jederzeit gebührend zu beherbergen?“

Ferdinand schmunzelte angesichts des guten Arguments, sich zu verschulden, um eigene, hohe Ansprüche vor sich selbst zu rechtfertigen. Aber, er müsste diese Schulden nicht

---

1 Ludwig VII. „Der Gebartete“ von Bayern-Ingolstadt (1368-1447)

abtragen. Er dürfte genießen, was seinen lehnspflichtigen Untertanen hingegen belastete. Und dass Ottheinrich ein Mann auserlesenen Geschmacks und Kunstsinnes war, stand außer Frage. Er schätzte diesen jungen deutschen Fürsten, vor allem auch deshalb, weil sie gleichen Alters waren. Keinesfalls gedachte er, dessen großen Eifer mit vernünftigen Vorhaltungen auszubremsen. Dies würden andere für ihn tun. Außerdem musste er Ottheinrich Recht geben: Zuerst dachte er noch, er würde seiner eigenen Gemahlin eine Freude bereiten, wenn er sie vom anstrengenden Augsburger Reichstag abholen und in die nahe Residenz von Pfalz-Neuburg bringen ließ. Dann, wenige Tage darauf, überkam ihn selbst das Bedürfnis nach Zerstreuung. Doch was er bisher vom Fürstenhaus der Jungen Pfalz, wie man die bedauernswert kleine, flickenteppichähnliche Domäne der beiden früh verwaisten Enkel Georgs des Reichen<sup>2</sup> auch nannte, gesehen hatte, entbehrte jeder herrschaftlichen Pracht. Zwei nüchterne Gebäudetrakte, umgeben von einer Festungsmauer aus alter Zeit mit Wehrgängen, schlichten Aussichtstürmen und Burggraben, waren wahrlich nicht als Prachtbau zu bezeichnen. Vor allem angesichts der herrlichen, aussichtsreichen Hügellage direkt an der Donau. Auch ihn würde die Baulust packen, so er diesen Grund als Landesherr bewohnte ... Und Ottheinrichs Idee, den Aufgang zum Stadtberg, den wohl die alten Römer schon benutzt hatten, als neuen, ersten Schlossflügel zu überbauen, fand er geradezu genial.

„*Wer weiß*“, ging Ferdinand mit Blick auf sein Gegenüber durch den Kopf, „*was in diesem jungen Landesherrn noch alles für Ideen schlummern.*“ Fast bedauerte er, dass sich dieser rege Geist nicht mit den Reichtümern paaren konnte, die seine Landshutischen Vorfahren nur zwei Generationen zuvor aus ihren Besitzungen schöpften. - Doch Wittelsbach gegen Wittelsbach hatte im Erbstreit unsägliches Blut vergossen und ... Habsburg als sprichwörtlich lachenden Dritten Filetstückchen, nämlich Tirols Silberminen, zugespielt. Die nun ihm selbst zugutekamen.

---

2 Herzog Georg „Der Reiche“ von Bayern-Landshut (1455 - 1503)



Ferdinand schüttelte sich. Er konzentrierte sich wieder auf seinen Gastgeber. Der war jedoch, wohl angesichts der Tatsache, dass er ihm eine Antwort schuldiggeblieben war, seinerseits in eigene Überlegungen abgesunken.

„So werde ich Euch immer gerne meine Aufwartung machen, lieber Ottheinrich“, suchte Ferdinand das Schweigen zwischen ihnen zu beenden. „Aber morgen heißt es, Euer Heim zu verlassen und noch einmal in Richtung Augsburg aufzubrechen. Wie Ihr wisst, gedenkt der Kaiser, mich mit Württemberg zu belehnen, und Ihr verspricht mir Euer Gefolge.“

Ottheinrich sah zu ihm, straffte sich und nickte. „Euch zu begleiten ist mir eine Ehre, mein König.“

„Und, werdet Ihr auch am Feldscharmützel teilnehmen, das der Kaiser zur Feier des Tages ausrichten lässt?“

„Natürlich!“ Ottheinrichs Augen begannen zu strahlen. „Ein Ritterturnier nach alter Ordnung! Wer ließe sich das entgehen? Nachdem das letzte im vergangenen Jahrhundert stattfand und es in Zukunft wohl keine Vergnügungen jener Art mehr geben wird!“

„Ihr sagt es. Aber die Ritterschar trägt selbst die Schuld am Verbot, angesichts der wilden, blutigen Schaukämpfe jenseits wirklich feindlicher Auseinandersetzungen. Waffenübungen sollten die Turniere sein, zum Aufzeigen von Mut und Gewandtheit unseres edlen Standes.“

„Oh, ja! Im glänzendsten Lichte vor aller Welt! In den gloriosen Rüstungen der hiesigen Harnischmacher, um die uns alle beneiden! Bewundert von den Damen in prächtigsten Gewändern! Welche Wonne, als Sieger einen Kranz zu empfangen, einen bestickten Gürtel oder gar einen Kuss der Angebeteten! So man nicht zu den Verlieren gehört, die die Schmach des Verlusts von Ross und Rüstung vor aller Augen zu ertragen haben!“

Beide Männer lachten für einen Moment, woraufhin Ferdinand jedoch wieder ernst wurde.

„So hoffen wir auf ein Turnier gemäß Euren hohen Worten, Ottheinrich. Der Kaiser nämlich beabsichtigt, zwei Geschwader mit dem langen Spieß gegeneinander kämpfen zu lassen,

neben Säbeln und sogar dem Dolch.“

„Gott bewahre! Davon hatte ich bisher keine Kenntnis!“ Ottheinrich rieb sich in aufsteigendem Unwohlsein das Kinn. Alte Erinnerungen aus den Bauernaufständen von 1525, in denen er blutige Grausamkeiten erleben musste, drängten sich in sein Gemüt. „Meinen besten Reit-Harnisch wollte ich zur Schau stellen“, versuchte er, sich abzulenken. „Eisenfarben, mit vergoldetem Geschmeide und schwarzer Samteinfassung, auf der Roßstirn unser Wappen, allerfeinst ziseliert.“

„Wahrlich, ich sehe Euer Prachtstück vor mir. Auch mir behagt die Aussicht eines blutigen Stechens nicht.“ Seufzend fastete Ferdinand seinen Weinpokal. „Nun, des Kaisers Wunsch ist uns zwar Befehl. Aber sicher wird er Euch nicht verdenken, wenn Ihr das Treiben von der Tribüne aus verfolgt, und nicht vom staubigen Kampfplatze aus. Was seinem kleinen Bruder aber versagt bleibt. Ich muss in dieses Getümmel.“

Mit einer Geste, die Ottheinrich unschwer als eine bedauernde deutete, forderte der König ihn auf, auch seinen Pokal zu erheben.

„Knappe, spurte“, folgte Ottheinrich unter einem leisen Kampfesruf im Tonfall passend zu des Königs Mienenspiel. „Bring ihn her, unsern ellenlangen Speer! Damit dieser hurtig sticht! Und wenn er bricht, der Säbel ficht! Hurra, hurra, wir weichen nicht!“

In unausgesprochener Übereinstimmung prostete er Ferdinand zu. Bevor er jedoch trank, wartete er, bis der Monarch vor ihm vom Wein getrunken hatte. Im Anschluss daran spülte er sein Unbehagen in die Tiefe seines Magens, doch nur, um das der ihm ein Magendrücken zurücksandte.

„Wo wir gerade dabei sind, über Althergebrachtes nachzusinnen“, folgte Ottheinrich ohne zu zögern der drängenden Aufforderung seines Bauchs. „Was meint Ihr zu den Religionsgesprächen auf dem hiesigen Reichstag?“

Zu sehr beschäftigte ihn das Scheitern dessen, was seitens der deutschen Fürsten zur Durchsetzung von Luthers Glaubenslehre mit großer Hoffnung angegangen war. Und die Gelegenheit, fast vertraut mit seinem König darüber sprechen zu

können, wollte er unbedingt nutzen ...

Ferdinand zögerte und sah zunächst prüfend in die Augen des Pfalzgrafen.

Ottheinrich begegnete diesem Blick mit Offenheit. Wenn auch des Kaisers enger Anverwandter, so verfolgte er spätestens seit dem vergangenen Jahr, dem unseligen ‚Türkenjahr‘, die auseinandergehenden Meinungen der beiden habsburgischen Brüder mit großer Aufmerksamkeit.

„Worte hin, Worte her, mein lieber Ottheinrich“, setzte Ferdinand zu einer Gegenäußerung an. „An unserer guten alten Mutter Kirche gibt es nichts zu rütteln. Vor allem nicht in Zeiten, in denen der Türke mit seinem Krummsäbel noch immer vor unserer Haustür herumfuchtelte. Wobei ich damit nicht abstreiten möchte, dass der Heilige Vater in Rom vor so manchem Missstand zu oft die Augen verschließt.“

„Ein guter Christenmensch zu sein ist unsere große Schuld“, pflichtete Ottheinrich dem König bei. „Doch Philipp Melanchthons *Confessio Augustana* war durchaus hörensenswert, nicht nur für mich. Selbst mein standhafter Münchner Schwager Wilhelm<sup>3</sup> äußerte nach der Verlesung, dass die Lutherischen in der Schrift sitzen, wir aber daneben.“

„Ich weiß, ich weiß. Heinrich von Braunschweig<sup>4</sup> ging sogar so weit, Melanchthon zu Tisch zu laden. Sehr zum Missfallen des Kaisers.“ Ferdinand schlug die Augen zu Boden und seufzte.

„Nun, der Kaiser hat ja auch entschieden. Also, genauer gesagt, verboten“, setzte Ottheinrich bestärkt nach.

„Nicht verboten“, folgte auf dem Fuße. Erneut tauchten Ferdinands Blicke suchend in Ottheinrichs Augen. „Sagen wir, verschoben. Die *Confessio* der Protestanten steht der *Confutatio* von uns Altgläubigen gegenüber und deshalb pflichte ich meinem Bruder<sup>5</sup> bei, die Lösung der Glaubensfrage einem Konzil

---

3 Wilhelm IV. „Der Standhafte“ von Bayern (1493 - 1550)

4 Heinrich II. „Der Jüngere“ von Braunschweig-Wolfenbüttel (1489 - 1568)

5 Kaiser Karl V. (1500 - 1558)

zu überlassen.“

„Ja, dies ist auch meine Hoffnung, nach diesem Reichstag, mein König.“ Diplomatisch signalisierte Ottheinrich fürstliche Untertänigkeit, versäumte dabei aber nicht, sich im Selbstbewusstsein eines deutschen Fürsten aufrecht zu halten. „Wie Ihr wisst“, fuhr er fort, „liebe ich die Wissenschaften und nehme Anteil an guten geistigen Bewegungen. Seit jeher streiten die Gelehrten, einmal um dies, einmal um das. Warum also nicht auch in Angelegenheiten des Glaubens? Wo doch unbestreitbar Vieles in die Irre läuft. Ein Beispiel erlaube ich mir Euch gegenüber zu äußern. Nehmen wir den Zölibat. Das Bekenntnis zur Ehelosigkeit mag sehr ehrenwert sein. Doch jedermann weiß von den Konkubinen der Geistlichen und dass die Bischöfe gegen die Zahlung einer Hurensteuer diesem Treiben stattgeben. Mancherorts, so hat man mir berichtet, gibt man, versus der Unzucht, sogar denjenigen Priestern den Vorzug, die ihre häusliche Seelenkub haben. Würden die Priester sich mit ihnen ehelichen dürfen, hätten wir anstatt Kirchenunzucht getreue Ehemänner, und anstelle von Huren brave Eheweiber. Gottgewolltes Sakrament der Ehe.“

Kein Widerwort des Königs folgte, was Ottheinrich sehr bewegte. Trotzdem erlaubte er sich eine weitere Bemerkung, die jedoch aus Respekt Ferdinands gegenüber seine letzte sein sollte. „Auch der Fromme ist ein Mann aus Fleisch und Blut, dessen Lenden bedürfen.“

Zutiefst aufwühlend wirkte das zuletzt Gehörte in Ferdinands Ohren, da er sich Ottheinrichs Logik innerlich nicht zu entziehen vermochte. Doch als des Kaisers kleinem Bruder war ihm seine Logik vorgegeben.

Urplötzlich verspürte er den Drang, sich zurückzuziehen. Hinter die Vorhänge eines Alkovens, in dem seine Gemahlin ihn erwarten würde, und er der Schwere seiner Schickung für einige Stunden entfliehen konnte.



„Anna, königliche Gattin“, versank Ferdinand in der gleichen Nacht gefühlsbeladen in den Armen seiner Frau. „Du köstlich Weib, du um meine geheimen Freuden Wissende. Der guten Hoffnung deines Leibes braucht es. Für unser Habsburg. Denn meine Hoffnung schwindet in diesen wirren Zeiten. In dieser ungunen Schwüle, die schweres Wetter verkündet.“

ENTWURF

# Teil I

Die Jahre 1541 und 1542

ENTWURF

# Kapitel 1

## GEGEND UM NEUBURG AN DER DONAU, PFINGSTEN 1541

Eigentlich entschied das Los. Derjenige, der das kürzeste Hölzchen zog, würde einem alten, ländlichen Pfingstbrauch gemäß als ‚Opfer‘ in die Donau geworfen, damit sich der Fluss für dieses Jahr sanft zeigt und keine Schäden anrichtet.

Heuer jedoch hatten sich die jungen Mädchen der umliegenden Dörfer untereinander verbündet und lautstark gefordert, dass der zu opfernde ‚Wasservogel‘ nicht ausgelost werden sollte, sondern sie einen Burschen wählten.

In der ausgelassenen Stimmung der Jugendlichen, angeheizt vom herrlichen, fast frühsummerlichen Wetter, gab man jener weiblichen Forderung ausnahmsweise statt.

Am Gekicher der Mädchen und ihren forschenden Blicken war unschwer zu erraten, wer als Flussopfer auserkoren war:

Maximilian nahm seine Wahl mit gemischten Gefühlen an. Einerseits wollte er nun endlich im Reigen der Gleichaltrigen die alljährliche Schelmerei mittreiben. Andererseits kostete es ihn Überwindung in seiner Anhänglichkeit zum Vater. Bisher war er ihm in dessen nicht enden wollender Trauer um die Mutter und das ungeborene Brüderchen nämlich nicht von der Seite gewichen. Doch mittlerweile zählte er 16 Lebensjahre. - Höchste Zeit für eigene Wege ...

„Maximilian! Maximilian!“

Das Geplärre um ihn herum riss ihn aus seinen Gedanken. Schon fühlte er sich gegriffen, und fast schien es ihm, als ob die Mädchen danach lechzten, ihn berühren zu können. Jedenfalls wurde er von ihnen von Kopf bis Fuß geschickt und flink mit etlichen kleinen Stoffstücklein und bunten Bändchen regelrecht verpackt, bis er einem Wasservogel glich. Wenn auch einem, dessen improvisiertes Federkleid eher an einen zerlumpten Landstreicher erinnerte.

Nachdem von ihm nichts mehr zu sehen war als seine Augen, die man dazu mit Ruß umrändert hatte, ließ er sich von

den Burschen widerstandslos anheben. Anschließend schleppte man ihn, begleitet von der lärmenden Schar der Jugendlichen, direkt ans Donauufer.

„Nun schrei doch endlich, Maximilian!“, kommentierte man sein Schweigen. „Du musst schreien wie ein Wasservogel, der um sein Leben gackert! Wie anders soll die Donau unser Opfer sonst anerkennen?! Also schrei, schrei!“, gab man ihm in juchzendem Ton vor.

Maximilian überwand sich. Er krakeelte gleich einer aufgescheuchten Ente, was die Dorfjugend als Signal nahm. Augenblicklich wurde ausgelassen in sein Geschrei eingestimmt und der Donau das Opfer angepriesen.

Maximilian verlor jegliche Scheu und Anspannung. Von diesem Moment an gebärdete er sich so, wie er es sich in seinem stillen Kämmerlein fest vorgenommen hatte: Ungezwungen und frei gemäß dem Recht seines jugendlichen Alters.

Opferbereit überließ er sich der lärmenden Horde ... die ihn, das Donauufer erreicht, an Händen und Füßen gepackt, mit Schwung in den Fluss warf.

Sekundengleich war das Geschrei um Maximilian verhallt. Stattdessen drang gurgelndes Wasserrauschen in seine Ohren.

Die für die Opfergabe auserkorene Stelle der Donau war tief, und schnell war er unter Wasser gesunken. Ganz anders als sonst, wenn er in der Donau badete, zerrte die Strömung an ihm, vor allem an seiner wassersaugenden Kostümierung. Unbarmherzig beabsichtigte der Fluss, sich zu nehmen, was man ihm offeriert hatte.

Mit aller Kraft arbeitete sich Maximilian zurück an die Wasseroberfläche. Obwohl er, wie er vermeinte, nur wenige Momente unter Wasser gewesen war, hatte ihn die jahreszeitbedingte, mächtige Strömung bereits weit abgetrieben.

Während das schnell fließende Wasser ihn unaufhörlich forttrug, orientierte er sich:

Die Mädchen und Jungen waren aus seiner Nähe verschwunden. Kaum noch hörte er ihre Schreie. Aber aus ihren wilden Gesten konnte er schließen, dass übermütiger Spaß sich in Angst gewandelt haben musste.



Zu Recht, wie er erkannte. Denn er war nicht nur fortgerissen. Obendrein befand er sich in der Mitte der Donau, in nicht ungefährlicher Entfernung zum Ufer.

„*Na, du willst mir doch nicht wirklich ans Leben, meine geliebte Donau?*“, kommunizierte er mit dem vertrauten Gewässer und überwand damit den Schreck, der ihm instinktiv in die Glieder gefahren war.

Unterdessen er sich weiter treiben ließ, befreite er sich, so gut es ging, von seinem Pfingstputz, der ihm die Schwimmbewegungen erschwerte. Anschließend begann er besonnen, sich in Richtung des heimatlichen, rechten Donauufers zu kämpfen.

Umsonst. An diesem Tag war ihm der vertraute Fluss nicht wohlgesonnen. So blieb ihm nur, sich an der Wasseroberfläche zu halten und auf günstigere Strömung zu hoffen, die ihn in Ufernähe spülte.

Eisern dosierte Maximilian seine Kräfte und bekämpfte seine aufsteigenden Ängste, das kalte, die Muskeln lähmende Wasser könnte ihm zuallererst zum Verhängnis werden. Als er aber eine Schiffsmühle erspähte, die fast in Flussmitte ankerte, mobilisierte er all seine Reserven. Er war sich bewusst, dass er, einmal an der Mühle vorbeigetrieben, diese nicht mehr erreichen konnte. So tobte er regelrecht zu ihr. In kraftvollen Schwimmzügen verwehrt er sich der Strömung ... und seine Hände fassten in das Gestänge des Schaufelrades, das, an diesem hohen Feiertag aus der Antriebswelle gehoben, ausruhen durfte. Erst morgen wieder brächte der Müller Getreide ins Mahlwerk ein, damit die Mühle, in Harmonie mit dem heimatlichen Fluss, ihr klapperndes Tagwerk verrichtete und frisches Mehl lieferte ...

Mit einer letzten Kraftaufbietung bugsierte sich Maximilian auf das Wellschiff der Mühle. Heftig atmend lag er mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Während sein ausgekühlter Körper nach Sonnenwärme heischte, wurden Stimmen um ihn laut.

„Nun sag mir einer ...“, hörte er in seiner restlosen Erschöpfung eine Männerstimme wie aus der Ferne. „Also das ist doch ...“

„Rede nicht herum, Mann!“, mischte sich eine resolute Frauenstimme hinzu und Maximilian realisierte, wie an den Resten seiner Kostümierung herumgezupft wurde. „Du siehst doch, was das ist! Ein Wasservogel! Jung und unvernünftig! Herrgott!“

Maximilian öffnete seine Augen, um sich aufzurichten und zu erklären, doch da hing er schon, wie ein Sack über die Schulter geworfen, auf dem breiten Rücken eines Schiffsmüllers.

Behutsam balancierte der Mann mit ihm über schwankende Holzbohlen zum Hausschiff, wo ihn die Müllersgattin mit warmen Decken empfing. Neben einer Schimpfkanonade.

„Was denkt ihr Lümmel euch nur?!“, entließ sie mütterliche Besorgnis in Worte und strenge Bewegungen, mit denen er straff in die Decken eingewickelt wurde. „Die Donau im Frühling zu unterschätzen! Wie oft schon hat man das abergläubische Treiben um den Wasservogel verboten! Lausebengel!“

Eine Ohrfeige klatschte ihm ins Gesicht, der er, angesichts seiner Einzwängung, nicht ausweichen konnte.

„Müller, koch dem Bengel einen Tee! Oder willst du ihm etwa die Haare trocknen?!“

Auf den resoluten Befehl hin entfernte sich der Hausherr mit leisem Murren und Maximilian machte sich bereit, die nächste Abreibung zu empfangen. Er schloss seine Augen.

„Was machst du deinen Eltern für Sorgen?“, hörte er zu seiner Überraschung in warmem Tonfall. Auch folgte keine Abreibung. Fast behutsam wurden seine nassen Haare mit einem Tuch trockengewuschelt.

So öffnete er die Augen wieder und sah in das nahe Gesicht einer Frau mittleren Alters, die ihn eingehend musterte.

„Sag, wer bist du denn? Von woher kommst du? Ich kann mich nicht erinnern, dich hier schon einmal gesehen zu haben. Und du wärst mir sicher aufgefallen ...“

„Ich bin aus Kreut, der Sohn des Lichtziehers. Maximilian Echter heiße ich.“

„Kreut! Jesus! Vom anderen Donauufer! Dorthin ist es doch mindestens eine Wegstunde zu Fuß, von der Neuburger Donaubrücke aus! Oder?“

„Nicht ,oder‘, mein schlaues Weib. Vollkommen Recht hast du. Man geht mindestens eine Stunde bis da hinüber, aber straffen Schrittes.“ Der Müller war mit einem Becher zurückgekommen, aus dem es dampfte und nach getrockneten Wiesenkräutern duftete.

Maximilians Arme wurden aus den Decken befreit und er bekam das Gefäß in seine zitternden Hände gedrückt.

„Danke“, schlotterte er und begann vorsichtig, vom heißen Tee zu trinken.

Erneut fühlte er sich beäugt.

„Und ich hätte gewettet, dass du oben aus der Stadt kommst.“ Die Hände der Müllerin wiesen zuerst nach Neuburg. Dann streichelten sie ihm über seinen Kopf, um versonnen sein langes, blondgelocktes Haar zu ordnen.

„Siehst nicht aus wie ein Lichtziehersohn, der im stinkenden Talg matscht“, resümierte auch der Müller. „Eher wie ein Filius von Neuburgs Wachszieherzunft, wenn also schon ein Kerzenmacher“, schob er nach und wurde streng. „Du lügst uns doch nicht an, oder?! Willst vom anderen Donauufer herüberkommen! Junge! Da hattest du aber mehr als nur einen Schutzensgell!“

Maximilian schwieg und sah zu Boden. Sofort dachte er an seinen Vater, was seine Hände stärker zittern ließ.

„Nun, wir werden es erfahren. Trink deinen Tee aus, dann bringt dich der Müller nach Hause. Mit unserem Eselgespann. Keinesfalls lassen wir dich zu Fuß gehen.“

Die Müllersleute tauschten einen Blick, woraufhin der Müller nickte und sich entfernte.

„Nein, nein! Ich kann laufen, vielen Dank. Sie haben mir schon genug geholfen“, brach Maximilian vehement sein Schweigen. Schnell trank er den Tee aus. Anschließend schickte er sich an, sich aus den Decken zu befreien, was ihm resolut verwehrt wurde. Energisch hatte die Müllerin die Decken gegriffen und Maximilian fand sich in seiner Schwäche abermals eingewickelt.

„Willst du deinen Eltern noch mehr Sorgen bereiten?“, wechselte der Ton der Müllerin zur Strenge zurück. „Sollen sie

dich im Fieber finden? Ein paar Sonnenstrahlen machen noch keinen Sommer! Also höre auf das, was dir gesagt wird! Sonst gibt es noch eine Ohrfeige!“

„Bitte keine Ohrfeigen mehr. Die gibt mir mein Vater heute noch, wenn er erfährt, was ich getan habe.“

Maximilians Antwort entsprach nicht der Wahrheit. Er wusste sicher, dass sein Vater ihn nicht mit Schlägen, sondern mit seinem ewig gramerfüllten Blick empfangen würde. Was für ihn der schlimmsten Strafe gleichkam.

*Wie viel lieber wären ihm stattdessen eintausend Ohrfeigen! Oh, wie ihm graute! Einmal mehr vor dem Nachhausekommen graute!*

Doppelt kleinlaut ergab er sich den hilfsbereiten Müllersleuten.

Kurz darauf überquerte er auf einem Eselskarren die hölzerne Donaubrücke zu Füßen Neuburgs. Während sein Blick dabei sehnsuchtsvoll zur Stadt hinaufwanderte, entwich seiner Brust ein tiefer Seufzer.



REGENSBURG, 26. MAI 1541

Sofort machte Ottheinrich sich auf die Suche nach seinem jüngeren Bruder Philipp. Es war das erste, was er tat, als er in Regensburg angekommen war. Man hatte ihm nämlich, kaum dass er einen Fuß in die Stadt dieses Reichstages gesetzt hatte, zugetragen, was hinter Philipps Rücken getuschelt wurde:

Zum verarmten Adel würde der von nun an gehören, als landloser Fürst, im Einkommen abhängig von fremder Gunst. Was sein bescheidener Einzug auf den Regensburger Reichstag zweifelsfrei beweise, bei der winzigen die Reiterschar, die ihn begleitete ...

*Welche Schmach!*

Die Vorstellung der hämischen Blicke, die sein Bruder jetzt wohl ertragen müsste, empörte Ottheinrich zusätzlich. Dass er sich selbst nur in kleinem Gefolge, dazu auf einem eher standesungemäßen Donaukahn, zum Reichstag einfand, scherte

ihn wenig. Ihm standen seine treuen Gefolgsleute zur Seite, die ihn in jeder Lebenslage unterstützen würden. Philipp hingegen hatte alles verloren, nachdem er in Treue zum Kaiser sein Menschenmöglichstes hingegeben hatte. Zuallererst seine Kraft, seine Gesundheit, immer im Vertrauen auf Anerkennung. - Genommen wurde von ihm in Selbstverständlichkeit, in vorgegaukelter Gunst, die Hoffnung schürt, aus der sich Tatendrang nährt. Abgegolten hat man ihm ... nichts:

Einen Ritterschlag ohne Mittel. Eine Statthalterschaft auf verlorenem Posten, zu deren Verteidigung er sich anno 1534, in aussichtsloser Unterzahl gegen seine Widersacher, zudem einer Feldschlange<sup>6</sup> gegenüber sah, die ihm eine schwere Beinwunde schlug. An dieser unheilvollen Verletzung litt er seither, neben den seelischen Wunden ...

„Philipp, mein geliebter Bruder!“ rief Ottheinrich aus und verbiss den Seelenschmerz, der ihm angesichts des abgehärmten Äußeren seines Bruders durchfahren hatte. Stattdessen lief er ihm mit weit ausgebreiteten Armen entgegen und presste ihn an sich im Versuch, ihm von seiner überquellenden Herzenswärme abzugeben.

„Wie kann es sein, dass du mir nicht zürnst, Ottheinrich? Wo ich dir unsägliche Sorgen beschert habe!“

Philipp arbeitete sich aus der Umarmung, der er sich unwürdig fühlte. Denn in den vergangenen Wochen, in der Abgeschiedenheit seines oberpfälzischen Domizils, war ihm mit aller Härte bewusst geworden, in welcher betrüblichen Lage er sich manövriert hatte. Und vor allem drückte ihn die Scham über die Ungeheuerlichkeit, in der sich Ottheinrich nun seinetwegen befand.

Sechs Jahre zuvor hatte er, gegen den Willen Ottheinrichs, die Landesteilung verlangt. Ein eigenständiger Fürst wollte er sein, nicht bloß der kleine mitregierende Bruder von Pfalz-Neuburg. - Und was hatte er erreicht? Die Unsumme von mehr als 400.000 Gulden an Schulden hatte er angehäuft, in seinen wahnwitzigen Versuchen, Maria, die Tochter Heinrichs VIII.,

---

6 Kanonentyp des späten Mittelalters

zu ehelichen. Greifbar nahe schien ihm das Erbe des englischen Throns ... Gegriffen hatte er ins Leere, abgesehen von dem Schuldentopf, den Ottheinrich jetzt würde auslöffeln müssen.

„*Nichts unversucht.*“ - Wie ihn sein eigener Wahlspruch ankelte!

„Oh Philipp, hadere nicht!“ Ein kraftvoller Kuss des großen Bruders landete auf der Wange des jüngeren und riss diesen aus seiner Gedankenschwere. „Es ist nun einmal kein Leichtes“, fuhr Ottheinrich beflissen fort, „wenn man, so wie du und ich, als Fürst ohne fürstliche Mittel in diese raue Welt geboren wird! Vater und Mutter in Kinderjahren vom Schicksal genommen! So nimm das biblische Gleichnis des Klümpchens an Sauerteig, das eine Unmenge Mehl durchsäuert. Ebenso genügt ein Tropfen königlichen Bluts, um in uns hoheitliche Begehren zu entflammen. Und mit jenem heißen Wittelsbacher Tröpfchen bedachte uns der Herrgott. Zudem, bedenke weiter deiner Taten, ebenso flammend. Nur, weil man dir diese nicht vergalt, stünde dir dennoch höchster Lohn zu.“

Erneut zog Ottheinrich den Bruder an seine Brust. Er wiegte ihn und damit brachen sich die Emotionen, die er eigentlich zu verbergen suchte, ihre Bahn. „Wie ich deine grame, ausgekühlte Seele spüre! Armes Bruderherz!“

„Die Hitze unserer Mutter“, hauchte Philipp wie erschöpft, „so lange fühlte ich sie in mir. Welche Kraft zog ich aus ihrer Mutterliebe, die wir so früh verloren. Immer stellte ich mir vor, wie sie einst in Landshut eintritt, streitbar, im weißblauen Wapenrock. Wie man ihr huldigte, sogar als Frau ...“

„Du meinst, wie man die Reichsacht über sie verhängte! Nur, weil sie ihr väterliches Erbe verteidigte! Landshut gegen Bayern! Habsburg sah's mit Freuden!“

Ottheinrich, emotional überladen, fiel Philipp ins Wort. Er knirschte mit den Zähnen und presste ihn so fest an sich, dass dieser nach Luft japste.

„Womit wir beim Thema wären.“

Ottheinrichs Tonfall wechselte ins Sarkastische. Er entließ seinen Bruder. „Wie stehen die Dinge auf diesem Reichstag?“

Komme ich zu spät? Zwei Einladungen schickte mir der Kaiser. Die erste kam im Januar, leutselig und gnädig, angeblich voller friedlicher Gesinnung gegen die Protestanten, ohne eine Silbe zu den Hinrichtungen, die er zuvor in den Niederlanden verfügt hatte. Die zweite sandte er im März, betonte seine Pünktlichkeit im Bemühen um das Reich trotz seines Gichtanfalls. Welcher Einsatz!“

„Also, zu spät kamen viele, wohl zu des Kaisers Verdruss. Jedenfalls verlas unser Onkel zur Eröffnung am 5. April die kaiserliche Proposition.“

„Sich einer an. Unser guter Onkel und alter Vormund Friedrich II. von der Pfalz. Wieder einmal das Handwerkszeug des Kaisers.“ Ottheinrich konnte sich auch gegen die eigene Verwandtschaft eine leicht bissige Zwischenbemerkung nicht verkneifen.

„Ja, ja“, fuhr Philipp unbeirrt fort. „Zu Anbeginn ermahnte er alle Collocutoren<sup>7</sup> zu einem ernsten und freundlichen Verhandeln. Dann führte er aus, dass in erster Linie die endgültige Vergleichung in der Religionsfrage herbeizuführen sei, und in ...“

„Ha, wer’s glaubt!“ Abermals ließ Ottheinrich seinen Bruder nicht ausreden. Seine Stimme klang zwar gesetzter, aber dafür hatte er die Fäuste geballt. „Der Türke ist wieder im Anmarsch und dazu braucht es viele gutgefüllte Geldsäckel, auch die der Protestanten!“

„... und in zweiter Linie sei über eine Reichshilfe zur Finanzierung der Türkenabwehr zu beschließen“, schloss Philipp seinen Satz. Trotz aller Sorgen musste er über seinen großen Bruder lächeln.

*Wie temperamentvoll dieser war! In seiner keck bewahrten Kindlichkeit, die er mit fürstlicher Sicherheit zu verbinden wusste. Ewig positiv, erdenfroh strotzend, blauäugig, rotblond, breitschultrig. Etwas zu füllig die Statur ... Doch er selbst? Das ganze Gegenteil. Lang und hager, blass sein Antlitz, kantig, spitz und fahl an Haut und Haar. Trüber, lähmender Stimmungen zugeneigt, anstatt diese entschieden abzuschütteln und*

---

7      Gesprächspartner

*dem Leben stets das Beste abzugewinnen ...*

„Nun gut. Dann will auch ich des Kaisers guten Willen anerkennen.“ Ottheinrich hatte, selig über Philipps kleines Lächeln, zu seinem ureigenen Optimismus zurückgefunden, der jedoch nicht ohne ein Quäntchen Spott einherging. „Seit Anfang April tagen die Stände also auf dem Reichstag. Und, was habe ich seither verpasst? Hat man sich geeinigt? Reibt sich Martin Luther etwa schon die Hände?“

„Aber nein, wo denkst du hin. Die Protestanten, in Unsicherheit, was von des Kaisers Reichstagsabsichten toleriert werden dürfe, schrieben an Luther und harren seiner Antwort. Bei den Katholiken hingegen brach der alte Streit zwischen Fürsten und Städten wieder aus. Die Fürsten nämlich wollen die Städte von den Beratungen ausschließen. Und die Städte, man stelle es sich vor, beschwerten sich bei Karl V. darüber. Trotz der Türkengefahr, so formulierten sie, ließen die Fürsten nicht von ihrem Stolz. Stattdessen würden sie versuchen, die Gelegenheit zu nutzen, um aus freien Reichsstädten Sklaven und Eigenleute zu machen. Und sollte der Kaiser dies nicht unterbinden, so ihre Forderung, würden sie sich künftig in allen Angelegenheiten den Rat der protestantischen Städte einholen.“

„Potzblitz! Ich habe also bereits etwas verpasst!“

„Nun ja, wie man es nimmt. Er wäre nicht Kaiser Karl V., hätte er nicht einen Vermittler zur Hand. Johann von Naves glättete die Wogen, zumindest zwischen den Katholischen. Dies ging sogar so weit, dass man ihn von beiden Seiten, also Städte und Fürsten, mit Geschenken umbuhlte.“

„Johann von Naves? Karls Dolmetscher?“

„Seit kurzem sein Vizekanzler.“

„Ho, ho! Hohes Treppchen auf die Schnelle. Und jetzt?“

„Wartet man auf Luthers Antwort. Und auf König Ferdinand. Seine Meldungen zur Türkengefahr lassen erschauern. So will der Kaiser wenigstens versuchen, die beiden Lager zur Gewährung einer Reichshilfe zu vereinen.“





REGENSBURG, 20. JUNI 1541

„Zuallererst galt es, den Türken Ofen<sup>8</sup> wieder zu entreißen. Deshalb belagerten wir die Stadt für den Monat Mai, um dann den Ansturm zu wagen. Leider vergeblich. Nichts als Tote und Verwundete sind zu beklagen und schon in wenigen Tagen, wie Sultan Suleiman I. verlauten lässt, bricht er mit einem weiteren starken Heer persönlich nach Ungarn auf.“

Mit diesen Worten schloss König Ferdinand I. seinen Kummerbericht, dem man in ungeteilter Sorge gelauscht hatte.

Karl V. ließ einige Momente des Schweigens verstreichen, um dann umso wortgewaltiger an die Versammelten zu appellieren, die dringende Türkenhilfe zu bewilligen.

„Wir alle befinden uns in Gefahr, unabhängig von unserem Glauben. So gilt es, in Eintracht dem Ansturm der Türken zu begegnen. Stellen wir angesichts dieser Bedrohung die Glaubensfrage vorerst zurück, womit ich nicht meine, dass wir die Beratungen abbrechen. Aber ich bitte innigst um sofortige Unterstützung für meinen Bruder. Für unseren König Ferdinand I. von Habsburg!“



„Hochgeborene Fürsten, gnädige Herren,

*auf die gestrige Werbung an mich gebe ich hier meine schleunigste Antwort:*

*Erstlich habe ich mit Freuden gehört, dass unser Herr und Kaiser so herzlich meint, die Religionen zu vergleichen und Frieden zu schaffen. Gott regiere Karls V. Herz zu seinem Lob und des Reiches Wohlfahrt!*

*So weiß ich aber auch vor meinem Gewissen die zu preisen, denen mein tägliches Gebet gilt. Es richtet sich auf die Fürsten, die dulden und leiden, bis hin zum Mordbrand, und die doch still und ohne Rache sitzen.*

*Zum anderen. Wohl vernahm ich gerne, dass sich der Kaiser unserer*

---

8 westlich der Donau gelegener Stadtteil des späteren Budapest

*Ansicht ob der Lehre von der Schöpfung, der Vollkommenheit des Menschen vor dem Sündenfall, dem Ursprung der Sünde und der Erbsünde, anschließen will. Indes muss ich sagen, auch wenn er dies auf das Allerhöchste und Gnädigste gut und ernst meint, so ist es doch nicht ernst. Eher dünkt mir, er wolle uns nur eine Nase drehen. Denn wo es wirklich ernst wäre, vermag er nicht an Rom vorbei sich mit uns zu einigen. Jene Artikel, die am heftigsten umstrittenen, bleiben sämtlich unverändert!*

*Wo also vier Artikel rein gehen, vergiften alle anderen das tägliche Bad, in dem der Christ im Zeichen der wahren Kirche und ihren Sakramenten sich reinigen soll.*

*Darum widerrate ich hart, der ‚Toleranz‘ des Kaisers nachzugeben.*

*Halsstarrige, geistliche Tyrannen, die wohl wissen, wollen wir verdammt haben. Und wird der Krieg hieraus auch ärger als zuvor.*

*Untertänigst,*

*Martinus Luther*

*Der Heiligen Schrift Doktor zu Wittenberg im Juni 1541.“*



*„Meine liebste Schwester Maria,*

*ich schreibe Dir in größter Verzweiflung. Noch nie habe ich mich derart überladen gefunden, dass ich nicht mehr ein noch aus weiß. Diese deutschen Fürsten rauben mir den Verstand! Bezwingt mich die sturköpfigen Nordländer nicht, bezwingt bald der Türke unser Habsburg ...*

*Da schildert unser Bruder Ferdinand am heutigen Tage die Notlage der Ungarn. Und was fällt den leidigen Deutschen dazu ein?*

*Luther verspritzt sein Gift und die Protestanten lassen verlauten, dass es zu beschwerlich sei, die Reichsgrenzen vor Gewalt zu beschirmen, wenn sie selbst mitten im Reich vor Gewalt nicht sicher seien. Ohne die Erfüllung ihrer Forderungen nach Religionsfreiheit, Ende der Gerichtsprozesse und Aufhebung aller Urteile hiesse dies, das Wasser aus den eigenen Häusern zum Löschen an andere Orte zu tragen, während man dabei ein großes Feuer zu befürchten habe.*

*Die hiesigen Katholiken, auf deren Hilfe ich ungeteilt hoffte, wissen*

*nichts Besseres, als sich untereinander zu zerstreiten.*

*Liebes Schwesterherz!*

*Du weißt, welche Unsummen die Unsrigen aufwenden mussten, um für Habsburg die höchsten Posten im Reich zu gewinnen. Demnach, was soll ich nun in dieser Notlage tun? Ich verfüge nicht über die Reserven, um Ferdinand beizustehen. Soll ich ihn sich selbst, und Ungarn den Türken überlassen? Soll ich damit den Verlust Österreichs riskieren? Soll ich die kräftezehrenden, vergeblichen Verhandlungen mit den deutschen Ständen einfach beenden und Regensburg ohne ein Ergebnis verlassen?*

*Aber hieße dies nicht, mein kaiserliches Ansehen zu verlieren? Außerdem, wie kann ich den deutschen Landen zu einem Zeitpunkt den Rücken kehren, in dem sich die Glaubenslager in kriegerischer Erregung gegenüberstehen?*

*Ich muss eine Lösung finden. Möge Gott meinen Bemühungen sein gnädiges Gedeihen geben. Bete auch Du für mich ...*

*In innigster Bruderliebe,*

*Dein Karl.“*



REGENSBURG, 30. JUNI 1541

„... So erbitte ich von Euch, meinem geschätzten Hofrat Leonhard von Eck<sup>9</sup> Euer Gehör zu leihen, damit er in gestochenen Worten in meinem Sinne vorträgt.“

Mit einem Blick zu seinem Bruder verneigte sich Herzog Wilhelm IV. von Bayern vor dem Kolleg der katholischen Kurfürsten und Fürsten, die sich endlich zu ihren Beratungen zusammengefunden hatten.

„Nicht dieser Emporkömmling von niederem, nichtturnierfähigem Adel!“

Ottheinrich murmelte stimmlos. Er ahnte nichts Gutes. „Heute ...“, dachte er deshalb im Stillen, unterdessen sich jener

---

9 bayerischer Politiker (1480 - 1550)

Parvenü hoheitsvoll vor den Anwesenden aufrichtete, als sei er der Kaiser selbst.

„Wenn auch keine erquickliche Causa“, hob von Eck gespreizt an, „so ist es mir doch allerhöchste Ehre, hier ketzerischem Machwerk, nämlich dem sogenannten Regensburger Buch, mit aller Schärfe entgegenzutreten. Irrig und verwerflich wird in diesem, in feiner List durch die Stimmführer Luthers, versucht, die wahre Kirchenlehre zu verdecken. So ist keinem jener Standpunkte entgegenzukommen, da dies hieße, den einzig richtigen Pfad der Christenheit zu verlassen!“

Leonhard von Eck machte eine Pause, um seinen Blick emphatisch durch den Saal wandern zu lassen. Ottheinrich ballte die Hände zu Fäusten und biss sich auf die Lippen.

„Auch der Papst“, redete von Eck einige Atemzüge später weiter, „wird niemals dieser bis ins Letzte widerlegten Irrlehre nachgeben. Etwas Feststehendes ist unsere Mutter Kirche und von jeher wurde nichts anderes gelehrt als das, was die Römische Kurie bis in unsere Tage lehrt. Was die Evangelischen sich nämlich anmaßen, als unerträglichen Missbrauch hinzustellen, ist rundweg rechte kirchliche Ordnung und Sitte. Gegen die Autorität unserer Kirche zu verstoßen, ist ungehörig und unzulässig! Gehorsam und Beugung muss man diesen Aufwieglern daher abverlangen!“

Ein weiteres Mal unterbrach der hohe Beamte seinen Monolog. Dem Tonfall seiner letzten Äußerungen, mehr und mehr von Schärfe getragen, war unschwer zu entnehmen, dass er lediglich ausholte, um noch stimmungsgewaltiger zu posaunen ... Dementgegen schickte sich der bayerische Herzog jedoch an, selbst das Wort zu ergreifen, indem er sich vor Wolfgang von Eck stellte.

Ottheinrichs Anspannung steigerte sich. Kaum noch konnte er sich eines offenen Abtausches enthalten. Diesen jedoch mit den bayerischen Herzögen hier und jetzt auszutragen, musste er sich gut überlegen. Schließlich riskierte er damit einen tiefen Bruch in der eigenen Familie. Und diese hatte, nicht nur durch seine Einheirat in die Münchener Linie der Wittelsbacher, in den vergangenen Jahrzehnten nach dem leidvollen

Landshuter Erbfolgekrieg unter Zutun beider Seiten wieder zu Harmonie gefunden. Eher wenig scherte ihn demgegenüber, dass er damit auch seinen Onkel und früheren Vormund Friedrich II. brüskieren würde, der den Kaiser während dieses Reichstages in engster Vertrautheit unterstützte.

„Erinnern wir uns der Worte unseres Kaisers auf dem Reichstag zu Augsburg anno 1530“, lauschte Ottheinrich also aufgewühlt der festen Stimme seines Schwagers. „An unserem christlichen Glauben, und überhaupt an allen Dingen der katholischen Kirche, wollen wir friedlichen Sinnes und einmütig festhalten. So einte uns Karl V. damals in seinem Reichsabchied, und so wollen wir uns ihm auch heute in Gehorsam ...“

„Aber er einte die Christen doch nicht! Er befahl schlichtweg!“ Ein erboster Zwischenruf hatte Wilhelm unterbrochen und dieser entstammte ... Ottheinrichs Kehle.

Ein Raunen ging durch den Saal, begleitet von erstaunten Blicken:

*„Etwa wieder Wittelsbach gegen Wittelsbach? ... Dem Neuburger eilt ja schon länger ein gewisser Ruf voraus ...“*

„Nun, mein lieber Ottheinrich“, zeigte sich Wilhelm beschwichtigend, „dann nehmen wir des Kaisers Worte von damals nicht mehr als Befehl. Sondern wir nehmen sie als bekräftigte Überzeugung. Schließlich scheute er keine Mühe, unsere Gegner in ihren unhaltbaren Argumenten durch hochangesehene Theologen widerlegen zu lassen.“

Ottheinrich wurde halsstarrig, vergessen seine Zweifel des Familienfriedens wegen.

„Für mich trugen jene Widerlegungen zum Schaden der Kirche bei, so oft ich mich auch offenen Glaubens mit ihnen auseinandersetzte. Und dies tat ich wahrlich. Doch entgegen meiner innigen Hoffnungen auf Besserung, auf ein Einlenken, blieben mehr als ein Jahrzehnt die kaiserlichen und die päpstlichen Ohren verschlossen!“

„Wie könnt Ihr es wagen, dem Heiligen Vater zu unterstellen, er würde seinem höchsten Amte zuwiderhandeln? Wo Gott ihm selbst diese Aufgabe zugedachte? Als sein Vertreter auf Erden?“

Entgegen Ottheinrichs Erwartung war es nicht Leonhard von Eck, der sich in giftigem Ton in den Disput einmischte. Einer der Bischöfe, der Abt von Weingarten namens Gerwig Blaurer<sup>10</sup>, war es.

Ottheinrich erwiderte dessen Blitzen aus halb zusammengekniffenen Augen. Böses lag ihm dabei auf der Zunge. Fast war er dankbar, dass sich zeitgleich die Bischöfe von Augsburg, Konstanz und Münster erhoben und die gemeinsame Bitte aussprachen, die Uneinigkeit unter den katholischen Ständen nicht noch zu vermehren.

So mäßigte Ottheinrich sich vorerst und überließ seinem Schwager wieder das Wort.

„Suchen wir nicht hervor, was in früheren Jahren irgendeinmal unangenehm geäußert wurde. Nehmen wir es als Tatsache, dass Luthers Schriften in Güte und aus Friedensliebe widerlegt sind. Seien wir an des Kaisers Seite treue Verteidiger der christlichen Kirche und unterstützen wir ihn nun in seiner Forderung nach Gehorsam. Nur damit kann der Friede in Kirche und Reich wiederhergestellt und verteidigt werden.“

„Schwach und unhaltbar waren die Gründe dieser angeblichen Widerlegung.“ Ottheinrich war von seinem Platz aufgestanden. Er sprach jetzt im Stehen. „Und daher ein bloßes Verlangen der einfachen Unterwerfung. Eine fruchtbare Disputation, die zu Einigung und Frieden führt, bedarf des Zugehens aufeinander. So, wie die Schmalkaldischen es fordern. Und zwar zu Recht. Von uns Deutschen, von allen Ständen unseres Heimatlandes.“

„Als *Doctor iuris utriusque*<sup>11</sup> muss ich, in aller Hochachtung, Euch dennoch darauf hinweisen, dass die Reichsgesetze es verbieten, über die von der Kirche angenommene Glaubenslehre zu disputieren.“ Unter seinen Worten trat Wolfgang von Eck hinter Wilhelm hervor. Er verneigte sich untertänig vor ihm und seine Blicke heischten beim bayerischen Herzog um Zustimmung. Nach einem missmutigen Blick auf Ottheinrich

---

10 1495 - 1567, Abt der Reichsabtei Weingarten

11 Doktor des Rechts und Kirchenrechts

wurde sie ihm durch Zunicken signalisiert.

Bevor Ottheinrich dem Schwager gegenüber die richtigen Worte gefunden hatte, erhob sich auch der Bischof von Weingarten, um zum nächsten Schlag auszuholen:

„Dem Hohn wollen die Evangelischen den Glauben der Römischen Kirche aussetzen in ihrer Anmaßung, in Glaubenssachen nur das angeblich klare Wort Gottes anzuerkennen“, gestikulierte er. „Indes, die Kirche hat klar gesprochen und entschieden. Dabei müssen nun alle Angehörigen des Reiches bleiben und sich fügen. Und will jemand dem nicht gehorchen, dann ist -kurzum- der wahre Rhabarber, um dies zu heilen, die Gewalt!“

Dem Stimmengewirr, das sich auf seine Äußerung hin breit machte, entgegnete er mit einem regelrechten Donnerschlag:

„Gott wird erkennen, wer seine wahren Söhne sind! Deutschland wird für die Untreue gegen Gott bezahlen! Er wird allen Geschöpfen die Kraft nehmen, die sich erdreisten, ihm zu widerstehen!“

Des Abtes Kampfansage entzündete die Gemüter endgültig.

„So lassen wir vor dem Kaiser verlauten, dass wir uns allein der vom Papst vertretenen Meinung anschließen! Lassen wir die unnützen Wortstreitigkeiten fahren und widmen wir dem Kampfe Christi unsere Kraft! Brechen wir, zu des Kaisers Ehre, mit dem Schwert die Hälse der Hartnäckigen, nachdem sie sich wagten, ihre Verdammung durch Konzile und Kaiser zu ignorieren!“, ließ sich Wilhelm IV. von Bayern entschlossen kräftig vernehmen.

„Diejenigen, die laut nach Friede und Recht schreien“, unterstrich von Eck beflissentlich die bayerisch-fürstlichen Worte, „sind es, die dasselbe nicht einhalten! Sie tragen alle Schuld an der Zerrissenheit und Unsicherheit im Land!“

Das Stimmengewirr wurde lauter. Es erwuchs jedoch nicht in ungeteilte Zustimmung, was den nächsten Sprecher ins Feld des offenen Abtausches holte.

„Sind wir deutschen Katholiken etwa feige?!“, erboste sich

der Herzog von Braunschweig<sup>12</sup> mit hochrotem Kopf. „Zeigen wir etwa Furcht vor diesem protestantischen Geschmeiß?! Sehen wir nicht, was diese Lügenprediger verfolgen?! Nichts als die Besitztümer unserer Kirche sind deren wahres Verlangen! Nieder mit ihnen! Und wenn es auch von unserem Hab und Gut kostet! Der Herr wird es uns lohnen!“

Ottheinrichs Stimmung, eben noch kämpferisch, schlug angesichts der aufgepeitschten Gemüter um. Er mochte nicht sagen, dass er resignierte. Aber ein Schmerz breitete sich in seiner Brust aus, dem er freien Raum ließ. Aufrechten Ganges bahnte er sich den Weg hin zu seinem Schwager. In eindeutiger Geste baute er sich mit dem Rücken vor Wolfgang von Eck auf, dass dieser, gleich einem lauernden Getier, über seine Schultern spähte.

„Nach den Stimmen, die hier sprechen, habe ich so gar keine Hoffnung, dass wir als Volk in der Glaubenslehre eins werden. Aber, aus meiner Sicht, ist dies auch gar nicht nötig. Die Gegner, die sich hier gegenüberstehen, müssen nur beherrzigen, dass man niemand zum Glauben zwingen soll. Der Friede im Reich kann wohl auch bei Verschiedenheit der Lehre bestehen. Denn jede Lehre, hält sie Friede und lehrt sie Friede, besteht aus nichts als der Wahrheit.“

„Mein Vetter“, wandte sich Wilhelm vor allen Anwesenden persönlich an Ottheinrich, „mir scheint, Ihr redet hier mit dem trügerischen Wortlaute Luthers.“

Ottheinrich bedachte ihn mit einem schweren Blick.

„Geben wir uns den Fremden doch nicht so hin!“, sprach Ottheinrich eindringlich zu Wilhelm, um sich dann an alle Anwesenden im Kolleg zu wenden. „Warum hören wir Deutschen nicht auf, dem Papst in seinen Worten zu glauben, bis sie uns nicht in ein Schweißbad, so wie jetzt, sondern in ein Blutbad bringen? Warum eint uns nicht einfach die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande? Ja, ich kann es nicht lassen. Ich Sorge mich um die Heimat, der ich kein Arges, sondern alles Gute gönne.“

---

12 Heinrich II. Der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel  
(1489 - 1568)



Denn ich bin es ihr schuldig, in Gottes Hand und Macht. Selbstredend gegen die Türken, an Ferdinands Seite. Aber nicht gegen die Protestanten.“

Alle Augen auf ihn gerichtet, verließ er das Fürstenkolleg.



Wie Pech klebten Ottheinrichs Emotionen wegen der Ereignisse während des Fürstenkollegs an seinem Gemüt. Da er diese einfach nicht abzuschütteln vermochte, beschloss er gereizt, dem Starrsinn der Altgläubigen, vor allem ihrer eifrigsten Ausrufer, etwas entgegenzusetzen. Und zwar etwas Nachdrückliches.

Überlegend rieb er sich das Kinn.

Nicht lange, und ein Schmunzeln überzog sein Gesicht. - Nun galt es nur noch, fein zu organisieren ...



„Seid ihr dabei, meine Freunde und Spießgesellen? Wenn wir diesem stadtbekanntem Satyrus eine Lehre erteilen?“

Ottheinrichs schelmischer Blick schweifte durch die vertraute Runde.

„Du, Jörg von Heideck, edelfränkischer Freier und hingebungsvoller Hofmeister? Auch du, Jörg von Wemding zu Fünfstetten, Gefährte meiner einstigen Wallfahrt ins Heilige Land, landesherrlicher Rat und allzeit gerecht im Amte des Hofrichters?“

In Anbetracht dessen, was er seinen Getreuen sogleich unterbreiten wollte, konnte sich Ottheinrich eines Grinsens, das ihm die Mundwinkel bis zu den Ohren ziehen wollte, kaum noch erwehren. Aber, es galt, alle Anwesenden einzuschwören.

„Und freilich auch ihr, treue Gebrüder Arnold“, fuhr er also verheißungsvoll gienend fort. „Du, Gabriel, nimmermüder Rentmeister, der mir allzeit so herrlich klimpernde Dukaten verschafft.“

Während dieser Worte unternahm Ottheinrich den Versuch, ein sauertöpfisches Gesicht zu ziehen, beim Gedanken ans Geld in seiner desolaten Finanzlage. Die Schatten, die sich zeitgleich auf den Minen seiner Vertrauten ausbreiten wollten, waren ihm jedoch Signal, fröhlich zu bleiben.

*Alles zu seiner Zeit. Jetzt gilt es vornehmlich, sich an einem handfesten Spaß zu ergötzen.*

Er atmete tief durch und schon lag seine Hand auf der Schulter des kleinen Bruders seines Rentmeisters.

„Dich nicht zu vergessen, Christoph Arnold, mein Oberster Sekretär, Niederschreiber aller geheimen Kontrakte und bösen Sprüche.“

Gelächter brach in der Männerrunde aus, was in Lachsalven uferete, nachdem Ottheinrich seinen Plan detailreich eröffnet hatte.



Ottheinrich gab den Anführer des nächtlichen Zuges bestehend aus seinen vier eingeschworenen Hofleuten, die ihm, in lange dunkle Umhänge gehüllt, mit Windlichtern den Weg durch Regensburgs Gassen beleuchteten. Dazu begleiteten sie einige Zinkenbläser und Trommler, die sich ebenso nicht scheuten, einen handfesten Schabernack zu treiben.

Auf Zehenspitzen huschte man also lautlos und wieselflink in jene ausgemachte Herberge, erwartet vom Wirt, der sich schnell hatte bestechen lassen in Anbetracht des unzüchtigen Treibens unter seinem Dach.

Wollüstiges Gekicher, vermischt aus einer männlichen und mindestens zwei weiblichen Kehlen, schallte durch die Kammertür heraus auf den Gang. Der Wirt, ein eiliges Kreuz über seine Brust geschlagen, nickte, woraufhin Ottheinrich die Tür kraftvoll aufstieß. Im gleichen Moment hieben die Trommler gnadenlos auf ihre Pauken und die Zinkenbläser trompeteten aus voller Lunge.

Als ob der Leibhaftige zwischen die Bettdecken gefahren

wäre, sprang der Bischof von Weingarten unter dem Gekreische zweier entkleideter Konkubinen, die hastig nach den Laken griffen, aus einem Alkoven.

Er war splitterfasernackt. Nicht einmal eine Bruche<sup>13</sup> trug er am Leib. So gab er unfreiwillig preis, womit er die Bettgespielerinnen zur Schande seines hochwürdigen Amtes beglückt oder zu beglücken beabsichtigt hatte.

Ottheinrich, den konfus lärmenden Musikanten mit der Hand einen Takt vorgegeben, tänzelte an den schreckstarren Kirchenmann heran.

„Guten Abend, Hochwürden“, grüßte er mit leichter Verneigung und fasste entschieden nach des Bischofs Hand. „Euer Rhabarber liegt mir gar zu sauer im Magen. So versüßt mir mein Unwohlsein wenigstens mit einem Tänzchen in netter Gesellschaft.“

Unnachgiebig hielt er seinen Tanzpartner fest. Er nötigte ihm höfische Tanzschritte ab, unterdessen der Abt ungelenk versuchte, wenigstens mit einer Hand sein Geschlecht zu bedecken.

Einige Momente später löste sich Jörg von Wemming zu Fünfstetten aus dem feixenden Reigen der Umstehenden und trat, einen leeren Kübel in den Händen, an das Tanzpaar heran.

„Mein Fürst“, säuselte er untertänig und verbeugte sich, „wie wenig ehrenvoll geht Ihr mit Eurem Tanzpartner um? Wo jedermann weiß, dass er im Rechte des Gebrauchs der Pontificalien steht?“

Damit stülpte er dem Abt den Kübel über den Kopf und drapierte ihm den Henkel unters Kinn.

„Den Krummstab hält er ja schon in der Hand“, kommentierte er lakonisch sein Tun, was prustendes Gelächter auslöste

... -

Die Wut des Abtes, nachdem man ihn zur Spitze des Hohns im Anschluss an den Tanz auch noch zu seinen beiden Konkubinen zurück ins Bett geleitet hatte, kannte schier keine Grenzen.

---

13      Unterhose

Zuerst schrie er die Frauen an. Er bezichtigte sie satanischer Verführung und gab ihnen die Schuld an seiner Schmach. Dann, nachdem er sie hinausgeworfen hatte, wimmerte er zu sich selbst, welches Unrecht man gerade ihm angetan hätte.

Die finsternen Rachepläne hingegen, die er in der restlichen Nacht gegen Ottheinrich geschmiedet hatte, kamen nie zur Umsetzung. Noch mehr Staub würde er aufwirbeln ... Stattdessen verschanzte er sich nach außen hin wie eh und je unter seiner ehrwürdigen Kutte und rechtfertigte vor sich selbst, dass er schließlich nur den in seinen Kreisen üblichen Gepflogenheiten nachging.



#### REGENSBURG, ZUR ETWA GLEICHEN ZEIT

„Mein Vetter Ottheinrich bereitet mir mehr und mehr Sorge!“

Unruhig, den Blick gen Boden und die Hände hinter dem Rücken, schritt der Herzog von Bayern, Wilhelm IV., in seiner Herbergsstube auf und ab.

„Ich kann Euch nur zustimmen, Euer Hoheit“, erwiderte Leonhard von Eck beflissen. „Seit 1538, also nunmehr schon vier Jahre, verfolge ich den schleichenden Sinneswandel Eures werten Schwagers.“

„Vier Jahre? Ihr zählt mit? Und was gab Euch dazu Anlass?“, folgte gedankenschwer.

„Nun, die Zulassung lutherischer Prediger in Wittelsbacher Erbland erregt seitdem größte Bedrückung in mir.“

„Ihr meint des Kurfürsten Ludwig<sup>14</sup> Zugeständnis an die Oberpfalz?“ Wilhelm sah zu seinem ersten und engsten Berater auf, der mit einem Kopfneigen bejahte.

„Ihr liebet mich damals ein Schreiben aufsetzen, es nach Neuburg zu senden. Ihr mahntet darin. Gift und Honig seien in den protestantischen Schriften vermischt, die Euch von dort zum Lesen gesandt worden waren. Und Ihr signalisiertet trotz

---

14 Ludwig V. von der Pfalz „Der Friedfertige“ 1478 – 1544

Eurer Besorgnis hohes, vetterliches Vertrauen um Eurer Liebe willen gegenüber dem Pfalzgrafen.“

Wilhelm seufzte schwer.

„Ottheinrich hingegen, wie wir nun nur zu deutlich erfahren mussten, würdigt unser Ansinnen aber keineswegs. Dass er so weit geht und die Stimme öffentlich erhebt ... Nie hätte ich dies auch nur vermutet! Wenn ich nur wüsste, wie ich dieser beharrlichen Unbelehrbarkeit entgegentreten könnte!“

Leonhard von Eck sah seinen Moment gekommen. Längst geisterte eine Strategie gegen den ihm unliebsamen Ottheinrich in seinem Kopf herum.

In glatter Berechnung, kühler Verschlagenheit und geschäftlicher Gewandtheit hatte er sich in Wilhelms Diensten Unentbehrlichkeit erschufet. Die politische Macht hatte ihm der bayerische Herzog in jungen Jahren in die Hände gelegt. Und Ottheinrich spielte ihm nun mit seinem Auftritt auf dem Regensburger Reichstag haargenau die Karten zu, auf die er gehofft hatte:

*Wie kurzsichtig dieser Landsbutische Nachkomme doch war! Meinte er etwa noch die Reichtümer seiner Vorfahren in seiner Schatulle? Mahnten ihn nicht seine Berater zur Besinnung auf ihm verbliebene Gönner, sprich die Münchner Vettern? Angesichts des ungebeuerlichen Schuldenbergs, den sein jüngerer Bruder mit seinen überheblichen Heiratsabsichten in England wie ein Unkraut hatte auswuchern lassen? – Nun, ganz offensichtlich beriet man ihn nicht oder er war auch in diesem Falle uneinsichtig. Jedenfalls zeigte sich damit, wer des Fürstentums Pfalz-Neuburg würdig war, und wer nicht. Und, überhaupt, völlig überflüssig war dieser Flickenteppich, den Maximilian I. mit seinem Kölner Spruch am 30. Juli 1505 in Habsburgs Eigennützigkeit zusammengeschustert hatte. Für diese Schmähung des Hauses Wittelsbach, und zwar der einzig berechtigten Blutlinie des sagenhaften Urvaters Bavarus, würde er, Wolfgang von Eck, nun geschickt Vergeltung heranholen. Ohne blutigen Erbfolgekrieg. Allein durch gekonntes Kalkül.*

„Mit Verlaub, mein Herzog“, begann er also seine gedanklichen Schachfiguren aufzustellen, „Neuburgs Schuldenlast ist erdrückend. Der Pfalzgraf erfreut sich keiner Nachkommen

und die Fürstin, Eure erlauchte Schwester Susanna, erfreut sich nicht mehr der besten Gesundheit.“

Eck's Andeutung traf Wilhelms Sinne gleich einem Blitz.

„Was meint Ihr damit? Soll ich Ottheinrich finanzielle Hilfe gewähren und Pfalz-Neuburg als Pfand begehren?“

Wolfgang von Eck verneigte sich tief.

„Wie eine reife Frucht würde Euch das Euch zustehende Erbe Georgs des Reichen in den Schoß fallen“, antwortete er, in seiner Verbeugung ausharrend.

„Soweit, sogut“, resümierte Wilhelm. „Aber eines scheint Ihr nicht zu bedenken. Und zwar die unseligen Landstände, die mir in die Töpfe schauen dürfen, bei den Unsummen, die aufzubringen wären.“

Er ging auf seinen Berater zu und signalisierte ihm mit einem Tippen an der Schulter, dass er sich aufrichten solle.

„Ein mündliches Versprechen, gegeben in verzweifelter Lage ...“, erlaubte sich von Eck die nächste Andeutung wiederum mit Bedacht, denn immerhin intrigierte er gegen des Herzogs nahe Verwandtschaft ...

Seine Vorsicht war unbegründet. Wilhelm verstand sofort und sprach aus, was von Eck auf der Zunge gelegen hatte.

„Gut, ich folge Eurem trefflichen Rat. Ich verspreche Ottheinrich bei Gelegenheit also lediglich eine Anleihe von ... sagen wir ... 200.000 Gulden zu 5%.“

„Er wird sicher allein mit der Aussicht auf frisches Geld die drängendsten Gläubiger voreilig beschwichtigen.“

*Unter seinen Worten sah Wolfgang von Eck schon den polternden Ottheinrich, der vor seinen Gläubigern aufstrumpfte:*

*Umso demütiger müsste der Neuburger hernach in München um Auszahlung der zugesagten Gelder bitten. Schmoren lassen würde man ihn unter Abforderung von Zugeständnissen. Nicht nur seinen reformatorischen Eigensinn könnte man so in die Knie zwingen. Sein ganzes Fürstentum würde man ihm als Pfand abverlangen, was schnell verwirkt wäre ... Damit wäre auch der Erbanspruch auf die pfälzischen Territorien gewonnen ... Die einstige, unselige Wittelsbacher Landesteilung unter den Söhnen von Kaiser Ludwig IV. im Jahr 1349 endgültig aufgehoben ...*

*Blieben nur noch die Tiroler Silberminen heimzubaholen, die sich Maximilian I. einverleibt und an die Fugger verpfändet hatte, um damit Habsburgs Aufstieg zu finanzieren. - Nun, dafür gab es Habsburgs Erzfeind - den König Frankreichs, mit dem man paktieren könnte ... Ob, welche Schachzüge im Spiel der Großen Europas! Die Figuren geführt von ihm, mit unsichtbaren Fingern ... In die Annalen der Geschichte ginge er ein ...*

Ungesehen von seinem Herzog rieb sich Wolfgang von Eck höchst zufrieden seine kalten, knochigen Hände.



### DÖRFCHEN KREUT, IM JULI 1541

Wie an jedem Morgen öffnete Maximilian zuerst die obere Lade der zweigeteilten Eingangstür des Häuschens, in dem er mit seinem Vater wohnte und auch arbeitete.

Er reckte seinen Kopf hinaus in den heraufziehenden Sommertag und schöpfte mehrfach tiefen Atem. Danach wandte er sich mit einem Seufzen zurück in die kleine Lichtzieherwerkstatt, wo er bis zum Abend verrichtete, was sein Vater von ihm verlangte. Ohne frische Luft, im zudringlichen Gestank der Talgkübel.

Dennoch würde er sein Los ertragen. Sein Abenteuer als Wasservogel lag mittlerweile einige Zeit zurück und er war einfach nur froh, dass zwischen ihm und dem Vater wieder Harmonie eingekehrt war. Dasjenige, was ihm als ‚eigene Wege gehen‘ zum Pflingststreich gelockt hatte, zwang er hinter seinen Alltag zurück, hin zu seinen Träumen, die er schon so lange hegte ...

Maximilian begann sein Tagwerk. Zuerst trug er frisches Brunnenwasser herbei. Damit füllte er die Wasserbecken in der Werkstatt, in die sie später, wegen der sommerlichen Temperaturen, die frisch gezogenen Kerzen zum Abkühlen und Aushärten hineintauchen würden.

Während er dies erledigte, erschien auch sein Vater.

„Heute bereite ich den Talg, mein Junge“, folgte seinem Morgengruß. „Du warst gestern brav genug, beim Fleischer

einzuholen. Heute wirst du also die Dochte vorbereiten, und dann ziehen wir gemeinsam. Hoffen wir, dass uns die Kerzen bei dieser Hitze gelingen.“

Danach ging er an die Haustür. Doch er suchte nicht nach der frischen Morgenluft, sondern er prüfte lediglich das Wetter.

Maximilian nickte still. Er war froh über jeden Tag, an dem nicht er für das Fettkochen zuständig war. Ihm genügte schon der allgegenwärtige Geruch des fertig zubereiteten Talgs, in dem er seine Tage, abgesehen von den Sonntagen, verbringen musste. Das Talgkochen selber bescherte ihm größten Ekel. Außerdem hatte er gestern klaglos einen unangenehmen Gang hinter sich gebracht:

Die Fettvorräte der Werkstatt gingen zur Neige und deshalb hatte ihn der Vater mit einem Handkarren und mehreren leeren Holzfässern zum Metzger geschickt. Heimgekehrt war er Stunden später, umschwirrt von Fliegen wegen der stinkenden Innereien, die er in den vollgefüllten Bottichen nach Hause schaffte. Wobei er und sein Vater darüber dankbar sein mussten, dass der Schlachter ihnen stets eine gut abgehangene, blutlere Mischung an zerhacktem Nierenfett, Gekrösehaut und krausen Därmen von Kühen, Stieren und Ochsen, daneben Schafen und Hammeln nebst Ziegen und Ziegenböcken, zurückhielt. Denn, umso reichhaltiger das tierische Gemisch, desto besser war hernach der ausgekochte Talg, da dieser alle Vor- und Nachteile der diversen Schlachtabfälle vereinte.

So bot er sich dem Vater noch an, Holz herbeizutragen und das Feuer im großen, offenen Herd anzuschüren. Danach flüchtete er eilig an die Dochtbank nahe der Eingangstür, denn schon drang beißender Gestank in seine Nase:

Sein Vater hatte ein erstes Fass mit Innereien geöffnet. Er begann, stinkendes, schmieriges Gehäut und Gedärm in den großen, zylindrischen Kupferkessel über dem Herdfeuer zu füllen, um es dann unter stetem Rühren zu erhitzen und langsam auszukochen. Und zwar so lange, bis alle Unreinheiten abgeschöpft werden konnten und alles Wasser verdampft wäre. Hernach blieb, das brodelnde Gemisch mit einem großen, kup-



fernen Schöpfer in Weidenkörbe zu füllen, die in Wannen bereitstanden. Diese Seihkörbe, gut abgetropft und ihr Inhalt ausgepresst, würden schlussendlich nach draußen getragen, und in den Wannen wartete weißgelblicher Talg auf seine Weiterverarbeitung.

Maximilian widmete sich den Dochten. Er zupfte Hanffasern aus einem Sack, ordnete sie zu Strängen und schnitt sie mit einer Messerklinge auf gleiche Länge. Anschließend zerteilte er die Stränge nochmals in gleichstarke, dochtdicke Bündel, die er einzeln zwischen den Händen zusammendrehte.

Bei diesem Arbeitsgang musste er sich immer wieder zwingen, nicht in eine alte Gewohnheit zu verfallen:

Als er noch kleiner war, ein Kind, das trotzdem an des Vaters Seite mitarbeiten musste, hatte er in Gedanken an die tote Mutter die Hanfstränge um seine Finger gewickelt. Dies hielt in ihm das Andenken an die Mutter lebendig. Er fühlte sich ihr dadurch nahe, weil er sich vorstellte, dass er das Gleiche empfand wie sie, wenn sie seine Haarlocken um ihre Finger gekrängelt hatte. Außerdem legte er die Hanfstränge zu fantasievollen Mustern aus Schleifen und Bögen. Damit träumte er sich zurück zu dem Tag, an dem er mit ihr die vielen prachtvoll bestickten Gewänder bestaute, beim Einzug des Königs ... Und ganz obenauf hatte er aus den Hanfsträngen Zahlen und Buchstaben auf der Dochtbank geformt. Genauso hatte ihm die Mutter neben der Arbeit spielerisch Lesen und Schreiben beigebracht ... bis zu dem Tag, von dem an er ohne sie weiterleben musste, nur wenige Wochen nach dem verzaubernden Erlebnis vor Neuburgs Stadtmauer ...

Heute verschönte er sich seine eintönige Arbeit nicht mit dem Kringeln der groben Hanffasern. Trotzdem kam er nicht umhin, sie durch seine Finger gleiten zu lassen in der Träumerei, es wären Goldfäden, mit denen er selbst sogleich in hoher Kunst Gewänder bestickte ...

Als sein Vater nach ihm rief, bemerkte er erschrocken, wie tief er entgegen seiner Vorsätze wiederum in Gedanken versunken war. So beeilte er sich, genügend Dochte auf die Lichtspieße zu schieben, die er am Nachmittag viele Male in die

Talgbecken tauchte, bis daraus Kerzen unterschiedlicher Größe und Stärke gezogen wären.

„Nein, nein, nein!“, jammerte Maximilians Vater später, als sie zu zweit die Leisten mit den Lichtspießen in die Becken voller verflüssigtem Talg tunkten, sie wieder heraushoben und darauf warteten, bis der Talg halbwegs anzog und man die Rohlinge erneut eintauchen konnte. „Wenn wir nur einen Keller zum Arbeiten hätten! Im Sommer ist es hier zu warm, die Dochte saugen zu stark und die Kerzen verkrummen. Und im Winter bricht der Talg unter unseren Händen, weil er viel zu schnell auskühlt!“

Maximilian biss sich auf die Lippen. Er wusste, welches Klageglied nun folgte, und es kostete ihn Überwindung, deswegen nicht aufzufahren.

„Wenn uns deine Mutter nur nicht so früh genommen worden wäre! Von ihr treu umsorgt hätte ich genügend Geld verdient, um uns eine geeignetere Bleibe zu suchen! Eine mit Keller! Viel feineres Kerzenwerk könnten wir fertigen! In schöne Formen gegossen! Welch besserer Zukunft würdest du entgegensehen, Maximilian! Nichts kann ich dir bieten, nichts! Ich spüre doch deinen Ekel! Dass du dich nur von hier wegträumst! Wie es mich in meiner Vaterseele schmerzt!“

„Vater, bitte nicht!“ Behutsam hingte Maximilian zuerst die Kerzenleiste, die er gerade bearbeitete, in ein Gestell. Danach nahm er auch seinem Vater die Lichtspieße ab.

Er ließ eine feste Umarmung folgen, der sich der Vater wie kraftlos entgegenwarf. Dessen Körpergeruch, jenes penetrante Gemisch aus verschwitzter, unreiner Kleidung und Kerzentalg, verschlug ihm den Atem. Trotzdem bemühte er sich wie eh und jeh, dem Vater Trost zu schenken. Schon als Kind, direkt nach dem Tod der Mutter, hatte er dies getan, anstatt dass er väterlichen Beistand erfahren hätte.

„Sternguckerkind“, wimmerte der Vater an Maximilians Brust. „Ungeboren und doch so stark, um die Mutter mit in den Himmel zu reißen.“

„Du sagst es, Vater.“ Maximilian sprach die Worte, mit denen er ihm seit Jahren gleich einer Predigt zuredete. „Das Brüderchen nahm Mutter mit in den Himmel. Dort oben sind sie jetzt zu zweit. Und hier auf Erden sind du und ich. Also ist keiner von uns allein. Bitte, beschwere dich doch nicht. Komm, lass uns weiterarbeiten. Mit Klagen verschaffen wir uns kein besseres Auskommen.“

Den tiefen Seufzer, der ihm nach seinen letzten Worten unwillentlich aus der Brust fuhr, bereute er auf dem Fuße. Denn dieser war dem Vater Anlass, in seinem Gejammere fortzufahren ...



Maximilian hatte bis spät in die Nacht hinein weitergearbeitet. Ohne seinen Vater. Den hatte er weggeschickt. Unerträglich waren ihm dessen Klagen, in die der sich hineinsteigerte und deshalb nur noch missratene Kerzen fabrizierte.

Freilich war dieser sanfte Rauswurf nur unter Maximilians geduldigem Zureden vonstattengegangen. Dabei hatte er sich danach geseht, dass er selbst es wäre, den man in den einkehrenden Sommerabend hinausschickte. Zudem er wusste, dass der Vater nicht die betörende Abendstimmung genießen, sondern den direkten Weg zur nächsten Schankstube einschlagen würde ...

Jedenfalls arbeitete er verbissen im Schein des Herdfeuers und des Vollmondes, um in der Nachtkühle eine ansehnliche Menge an Kerzen zu ziehen. Anschließend wusch er sich im Dunklen draußen am Brunnen in ihrem kleinen Hinterhof, um sich dann mit einem brennenden Kerzenstummel in der Hand über die schmale Holzstiege nach oben in seine Dachkammer zu schleppen.

Dort warf er sich erschöpft und todunglücklich auf seinen knisternden, stacheligen Strohsack. Sein Blick schweifte durch die Dachluke hinaus in den herrlichen Sommernachtshimmel. Abertausende Sterne funkelten am Firmament, das ihm tief-

blau erschien. Es war jenes Blau, das ihm in seinen Träume-  
reien vor Augen schimmerte. Es war das samtene Blau des Ge-  
wands von König Ferdinand ...

Ein furchtbarer Schmerz durchzog Maximilians Brust.

Er sah sich selbst, als kleinen Jungen, der nicht ahnte, welch  
entsetzlicher Schicksalsschlag ihn kurz darauf ereilte ... Elf  
Jahre lag dies alles nun schon zurück ... Wie sein Leben wohl  
aussähe, wenn die Mutter heute noch lebte? Ob sie seine  
Träume unterstützen, und mit dem Vater reden würde?

Maximilian spähte durch seine Kammer.

Schlichte Bretterwände umgaben sein kleines, armes König-  
reich, das im Grunde nur aus Träumerei bestand. Die karge  
Einrichtung zählte nichts als ein grobgetäfeltes Bett, ein eben-  
solch rustikales Tischchen mit Hocker und ein Wandregal.

Seinen einzigen Besitz nannte er ein tönernes Krüglein. Sein  
Vater hatte es ihm gekauft, an einem Markttag, an dem er ihm  
einen Wunsch freistellte, anstatt ihm etwas Geld zu geben. Nie-  
mals bekam er Geld in des Vaters Meinung, Kleidung, Kost  
und Herberge wären des Lohns genug.

Umso mehr hütete er dieses Krüglein mit der dunkelbrau-  
nen Glasur als seinen Schatz.

Grau umgab ihn allenthalben, begonnen mit den vorherr-  
schenden Farbtönen in der Kerzenzieherwerkstatt, fortgeführt  
an ihrer derben Kleidung, und ufernd am aschfahlen Wesen  
seines Vaters.

So war ihm das kleine, bauchige Gefäß wie ein Freund, der  
ihm dabei half, etwas Farbe in sein trübes Dasein zu holen, in  
seine Realität jenseits aller Träume. Wollte er sich nämlich an  
Buntem erfreuen, so blieb ihm dazu nur die Natur. Bis ins  
kleinste Detail ergründete er deshalb seine Umwelt. Wachen  
Auges umriss er die Facetten der Landschaft bis hin zum zarten  
Blümchen. Und eben jene lieblichen Farbtupfer pflückte er  
sich zu Sträußlein, die er im Tonkrug auf den Tisch in seiner  
tristen Bleibe stellte ...

Maximilian wälzte sich auf seinem Strohsack. Er hatte in  
diesem Moment nicht einmal mehr Energie, sich davonzuträu-

men. Quälend erschienen ihm seine Sehnsüchte, an deren Erfüllung er bis vor Pfingsten so inständig glaubte. - Jetzt wähte er sie in unerreichbarer Ferne. Jetzt fühlte er sich gebunden wie noch nie, nach seinen Beteuerungen dem Vater gegenüber, zu denen ihn dessen Bitternis über seinen Leichtsinn genötigt hatte. Weil er dem Vater Todesangst beschert hatte ...



„*Endlich! Sonntag!*“

Nach dem gemeinsamen Besuch der Heiligen Messe gehörte der Tag ihm ganz allein. Er musste nicht überlegen, wie er ihn verbringen wollte. Auch wenn er nicht den winzigsten Kupferpfennig besaß, mit dem er sich vielleicht eine kleine Annehmlichkeit hätte kaufen können.

Maximilian eilte in die Dachkammer. Dort raffte er seine verschmutzte Kleidung zu einem Bündel. Damit, neben den verwelkten Blumen aus dem Krüglein, verabschiedete er sich vom Vater. Eben, dass er sich noch einen Kanten Brot und eine Scheibe Speck zuschieben ließ ...

Schon war er draußen. Schon war er auf dem Weg an seinen geliebten Fluss. -

Normalerweise umrundete Maximilian den markanten Hügel, der sein Heimatdorf von der nördlich gelegenen Donau abschottete. Dicht bewaldet lag jene Anhöhe namens Burgholz. Niemand betrat sie, da sich unheimliche Geschichten darum rankten. Gespenster gingen da angeblich umher, die ruhelosen Seelen von Raubrittern, die für ihre Untaten büßten, die sie einst auf ihrer finsternen Burg begangen hatten. Jenes Schreckgemäuer sollte auf der Spitze des Hügel gethront haben. Aber was der hochgewachsene Wald tatsächlich verbarg, wusste niemand. Man unkte nur, dass es die Ruine eben jener uralten Burg sei.

Maximilian glaubte nicht an Geistergeschichten. Viel zu sehr liebte er jedes Fleckchen seiner heimatlichen Natur. Trotzdem nahm er lieber den Umweg, der von Kreut aus, zu Füßen

des Burghügels, in 20-minütigem Fußmarsch an die Donau führte, anstatt geradewegs über die Anhöhe zum Fluss zu gelangen.

So war er auch heute unterwegs. Im Begriff, Burgholz linker Hand liegen zu lassen, leuchtete ihm von genau dort etwas in zartlila entgegen.

Maximilian dämpfte seine eiligen Schritte. Seine Augen spähten nach der Farbe, die aus einer Wiese von niedrigem Wuchs hervorschimerte. Ungewollt trugen ihn seine Füße in genau diese Richtung. Der feine Duft, der ihn dazu anlockte, ließ ihn sogar ignorieren, dass es unter seinen Füßen feucht wurde, weil er sich nun in moorigem Terrain bewegte.

Von diesem Moment an war er nicht mehr allein. Unzählige Tagfalter umschwirrten ihn, die doch, wie er, nur ein Ziel hatten: jenes duftende Zartlila.

Gleich Elfen, die ihn mit magieerfüllter Tanzerei vom rechten Weg abbrachten, folgte er den Pfauenaugen, Zitronenfaltern und Blaulingen.

*„Welch ein Zauber!“*

Gedankenverloren, knöcheltief in glucksendem Sumpf eingesunken, ließ Maximilian seine Bündel fahren und hockte sich in ein schieres Meer aus blühenden Moorveilchen.

Er rüsselte nicht wie die Schmetterlinge am Nektar der Veilchenblüten, wohl aber ertrank er in deren Duft, unterdessen seine Augen die satten Farben von Blumen und Insekten regelrecht aufsaugten.

Irgendwann flatterte ein einzelner Schwalbenschwanz vor Maximilians Augen. Wie ein König erhob sich der Prachtfalter aus dem Reigen seines Hofstaates. Auch Maximilian schien ihm hörig. Jedenfalls folgten ihm nicht nur seine Blicke, sondern er erhob sich sogar in der vermeintlichen Aufforderung, dem Schmetterling zu folgen.

Behutsam schritt er durch die matschige Moorwiese, die seine Tritte schmatzend kommentierte.

Kurz darauf entschwand der majestätische Verführer in die Lüfte und Maximilian wurde gewahr, dass er sich inmitten eines Weges befand, den er noch nie gesehen hatte. Verwuchert war

er, in der moorigen Wiese, aber dennoch deutlich auszumachen.

Maximilian blieb stehen. Unschlüssig sah er sich um:

Kreut lag in seinem Rücken. Hielte er sich nach rechts, so hoffte er, auf seinem gewohnten Weg, dem Umweg um das Burgholz herum, an die Donau zu gelangen. Hielte er sich nach links, ginge er in eine Richtung, die er nicht genau kannte. Aber er glaubte sich zu erinnern, dass er dort auf einen Mühlbach stieße, der ihn zuerst zu einer Mühle, dann ebenso in weitem Bogen um die gespenstische Anhöhe herum zur Donau führte. - Folgte er hingegen dem Weg, auf den ihn der Schmetterling geradewegs dirigiert hatte, verschluckte ihn der dichte Wald des Burgholzes.

Ein weiteres Mal ließ sich Maximilian an diesem Sommertag verführen. Er ging auf dem verwucherten Weg weiter ...

Stattlich hochgewachsene Laubbäume als ehrsameres Hofgefolge, zwischen dem sich Kleinwüchsiges tummelte, schien nur auf ihn gewartet zu haben. In angenehmer Kühle, jenseits der außerhalb des Waldes aufsteigenden Tageshitze, fühlte er sich regelrecht empfangen. Die Sonnenstrahlen, die ihn in leisem Wind durch das dichte Blätterdach mächtiger Baumkronen antasteten, wählte Maximilian als stimmlose Laute - als ihn willkommenheißende Grußgesten.

Ungekannte Regungen erfassten Maximilian. Einerseits war es ein Hochgefühl, eine herrschaftliche Stimmung, die ihn seiner Realität entwachsen und sich von edlem Geblüt fühlen ließ. Andererseits war es ein Gruseln, das ihm kalte Schauer über den Rücken jagte.

*Hatten die Dorfbewohner etwa Recht? Ließ er sich soeben vorgaukeln und in einen bösen Bann locken? Aus dem er nicht mehr herausfand und ihn zur Nacht die Geister geradewegs in ihre unheilvolle Welt ziehen würden? Er fortan ebenso verflucht wäre??*

Ein plötzliches Pochen riss ihn aus seinen Gedanken. Er erschrak nicht darüber, denn jenes rhythmische Klopfen war ihm wohlvertraut. Es stammte von einem Specht, der von einem Baum sein Futter begehrt. Also von einem der uralten Gewächse mit ihrer zerfurchten, moosigen Rinde, die ihn selbst

zwar nicht mit einem reich gedeckten Tisch, so aber doch mit herrlicher Kühle verwöhnten.

*Weshalb sollten diese aufrechten, sich dem Himmel entgegenstreckenden Riesen, die so viel Gutes taten, also finsternen Höllengeschöpfen Zuflucht gewähren? - Nie und nimmer!!*

Forschen Schrittes tauchte Maximilian nun aus freiem Willen, nicht mehr unter einem buntflatternden Locken, immer tiefer in den Wald ein.

Nicht lange, und der Weg endete an einem breiten, ganz offensichtlich von Menschenhand angelegten Wassergraben, der sich hinter einem ebenso noch gut auszumachenden Vorplatz auftat. Jenseits dieses Grabens voll stehenden Wassers klomm sich ein schmaler Pfad hügelanwärts. Wohin jener Steig führte, konnte Maximilian im zugewucherten Gelände allerdings nicht ausmachen.

*Wäre es jetzt nicht allerhöchste Zeit, umzukehren?*

Maximilian verwischte die mahnenden Rufe seiner Vernunft. Er arbeitete sich so lange am verfallenen Mauerwerk, das den Graben umgrenzte, entlang, bis er ihn über einen entwurzelten Baum überwinden konnte.

Vor ihm lag nun jener Pfad. Nachdem er ihm etwas in die Höhe gefolgt war, drehte er sich um:

Längst war er so weit in den Wald eingedrungen, dass er nicht mehr nach draußen, ins Freie, in Richtung Kreuz, sehen konnte. Aber in seiner erwachten Neugierde erkannte er, dass der Wassergraben nebst Mauer einst die gesamte Südseite des Hügels in großem Bogen bewehrt haben musste.

Frei aller Zweifel und Ängste fasste Maximilian seine Bündel und stieg weiter in die Höhe, ohne zu wissen, was ihn dort erwartete.

Mit dem Erreichen der Hügelkuppe lichtete sich das Dikicht. Vielleicht war er froh darüber, sich unter dem blauen Himmel, im gleißenden Sonnenlicht, zu befinden, denn jetzt bewahrheitete sich eine der düsteren Vermutungen der Dorfbewohner:

Er befand sich tatsächlich inmitten einer Burgruine.

Einige Atemzüge lang verharrte er in Unsicherheit. Aber das



fröhliche Vogelgezwitscher, dessen er sich bewusst wurde, mobilisierte seine Neugierde aufs Neue. Zumal er einen ‚alten Bekannten‘ wiedersah. Zumindest erlaubte ihm seine Fantasie die Behauptung, dass es kein anderer als der verräterischere Schwalbenschwanz war, der sich unweit auf der nektarreichen Blütendolde eines Natternkopfes niedergelassen hatte. Soeben entrollte er seinen Rüssel zwischen den pollensatten Staubgefäßen, die an eine gespaltene Schlangenzunge erinnerten.

„Du Verräter“, lächelte Maximilian in leisen Worten zu ihm. Anschließend widmete er sich mit aufmerksamen Blicken seiner Umgebung:

Den Großteil der Hügelkuppe beanspruchte ein Schutthügel aus behauenen Naturgestein. An östlicher Seite hatte sich jedoch ein Mauerrest erhalten. - Maximilian inspizierte die Mauer und so erschloss sich ihm, dass sich da ein Balkon befunden haben musste. Sofort verstand er das Motiv des einstigen Bauherren:

Von diesem Balkon aus konnte man mit Sicherheit einen herrlichen Blick nicht nur auf die Donau, sondern auch auf Neuburg genießen. Vorausgesetzt, dass nicht umstehende Baumriesen die Weitsicht für sich beanspruchen würden.

Maximilian ließ sich nicht abhalten. Unbedingt wollte er in den Genuss des Panoramas kommen, so, wie die früheren Burgherren. Wenig hoheitlich wählte er deshalb einen Baum, auf den er hernach kletterte. Die Aussicht jedoch, mit der er belohnt wurde, befeuerte seine noblen Gefühle.

Ihm bot sich ein berauschender Blick über das Donautal, die nordwestlich gelegenen Hügel, die weite Ebene im Nordosten ... Und am rechten Steilufer der Donau eröffnete sich ihm die Stadt seiner innigen Wunschträume - Neuburg.

In aufsteigender Erregung maß er ab, dass er sich in gleicher Höhe wie der Neuburger Stadtberg befand.

Maximilian verlor sich in einer einzigen Faszination. Noch nie hatte er die Stadt aus dieser Perspektive gesehen.

Umso mehr er sie analysierte, desto mehr freute er sich, dass er sogar in größerer Höhe weilen musste, so, wie er auf Neuburg herabsehen konnte.

Majestätisch erhoben sich die Gebäude über das Niveau der der wuchtigen Stadtmauer hinaus. Zuerst war es natürlich der Herrnsitz des Pfalzgrafen Ottheinrich, der Maximilians Blicke anzog. Dem folgten diverse Türme, die seine Bewunderung auslösten. Aber auch die spitzen Dächer und Ziergiebel der Häuser, die er mit halb zusammengekniffenen Augen eisern ausspähte, ließen ihn die Zeit vergessen ...

*Wer wohl alles darin wohnte? Ehrbare Bürger? Fleißige Handwerker? Angesehene Apotheker? Findige Rechtsgelehrte?*

Schon sah er sich selbst inmitten der Stadt ... als Geselle eines Stadtschneiders aus deren hohen Zunft ... durch dessen Finger Goldfäden glitten anstatt rauer, talgtriefender Kerzen- dochte aus Hanffasern ...

Obleich der Himmel wolkenlos war, so schob sich doch eine düstere Wolke vor Maximilians Träume einer leuchtenden Zukunft in der Stadt.

Wehmütig verließ er deshalb seinen Ausguck und stieg wieder nach unten in das triste Areal der Ruine. Dort setzte er sich auf einen wuchtigen Stein am Rande des Schuttberges.

Er resümierte, dass es nach dem Stand der Sonne bereits weit über die Mittagsstunde sein musste. Nicht einmal ein halber Tag verblieb ihm also noch für seinen Sonntagsausflug. Dann würde er die nächsten sechs Tage von früh bis spät wieder in der Lichtzieherwerkstatt verbringen.

*Um dort, gemäß dem Willen des Vaters, ... sein ganzes Leben zu verbringen?*

Auf das Innigste hatte er es ihm versichert ...

Maximilian fühlte bittere Tränen in sich aufsteigen. Er wikkelte seine kleine Mittagsmahlzeit, die er eigentlich verspeisen wollte, zurück ins Tuch.

Stattdessen rutschte er vom Stein auf die Wiese. Er rollte sich auf den Bauch, legte die Hände unters Gesicht und weinte.

Hatte er bislang seine Nöte der Donau anvertraut, so überantwortete er sich jetzt der Aura des Burghügels.

*Wie ihm die Mutter fehlte!*

Blätterrasseln, gefolgt von Kribbeln auf seinem Rücken,

holten ihn aus seiner Trauer. Unterdessen er sich langsam aufrichtete, huschte eine Mauereidechse von ihm weg, hin zu dem von der Sonne angewärmten Stein, auf dem er zuvor gesessen hatte. Dort lagen noch Brot und Speck, eingewickelt in das derbe Tuch, das mittlerweile vom Speckfett aufgesaugt hatte.

„Bist du hungrig?“, wischte er sich, in Dankbarkeit über die zutrauliche Gesellschaft, die Tränen aus dem Gesicht. Leicht ungenlenk krabbelte er zu seinem Essensbündel. Er wickelte es aus und zupfte etwas vom Brot ab, um es dann, an der Speckseite gerieben, der Eidechse zu offerieren.

Selig darüber, dass sein Angebot munter angenommen wurde, aß auch er. Dabei überkam ihn Durst, der ihm bewusst machte, dass er normalerweise zu den Mahlzeiten während seiner Ausflüge immer vom Wasser der Donau getrunken hatte.

Für einen Moment war er unschlüssig, ob er an diesem Sonntag nicht inmitten seiner Neuentdeckung bleiben wollte. Aber der salzig-trockene Geschmack des Räucherspecks auf seiner Zunge und das Bündel mit verschmutzter Wäsche trieben ihn von der Ruine weg.

An der Nordseite der Lichtung begann er den Abstieg. Abermals war er von dichtem, mit Gestrüpp durchsetztem Laubwald umgeben. Soweit er talwärts sehen konnte, stürzte sich der anschließende Abhang in die Tiefe. Diese Steillage hatten die frühen Baumeister der Burganlage allerdings in Terrassen auszuformen gewusst.

Nachdem also die eigentliche Burgruine hinter ihm lag, erreichte er eine Treppe. Verfallen zwar, aber dennoch begehbar. Diese verband insgesamt vier Terrassen, jeweils von Mauern mit kleinen Durchgängen abgegrenzt.

Auf dem obersten Absatz erspähte er einen Brunnen. Sofort eilte er zu ihm, aber das Brunneninnere war verschüttet.

An der nächsten Terrasse konnte er bereits das Rauschen der Donau hören. Freudig erregt hielt er sich deshalb nicht mit weiteren Erkundungen auf, obwohl die dortige wuchtige Mauer mit den Resten zweier Aussichtstürme dazu eingeladen hätte.

Für Maximilian gab es nun kein Halten mehr. Wie im Flug

durcheilte er die beiden untersten Terrassen, abgetrennt wiederum durch Mauerreste, hier mit etlichen Schießscharten.

Nur wenige Schritte noch durch einen Auwald, wohlvertraut das Terrain mit einem Altarm der Donau, den er mit Anlauf in Leichtigkeit übersprang, und schon war er am Ziel: am sonnenüberfluteten Ufer des geliebten Flusses.

Im Laufen ließ Maximilian seine Bündel fahren. Er entkleidete sich nur halb ... und stürzte sich ins Wasser.

Sanft floss die Donau dahin, nicht mehr reißend wie an Pfingsten, zudem er sich an einer seiner Lieblingsstellen befand:

Die Donau kam in leichtem Bogen aus westlicher Richtung, gelinde auslaufend das südliche Ufer, an dem er weilte. Deshalb konnte er sich dort gefahrlos tummeln ... baden ... seine Wäsche waschen ... Stunden auf den Uferwiesen verträumen ...

Vom Wasser aus nahm Maximilian den Burghügel in Augenschein. Bisher war ihm dieser eher düster und geheimnisvoll erschienen. Doch von heute an wusste er, was sich im Burgholz verbarg. Er freute sich darüber, weil er seine Entdeckung künftig zu seinem Vergnügen auskosten würde. - Eines würde er aber auf keinen Fall. Nämlich, jemandem davon erzählen. Viel zu groß war das Risiko, dass man ihn bezichtigte, von jenem verfluchten Ort aus Unheil in die Dörfer zu bringen, ja, dort gar finsternen Künsten nachzugehen. Am Ende dichtete man den Talglichtern aus der väterlichen Werkstatt an, sie leuchteten in satanischem Lichtschein ...

Unter seiner Alleinunterhaltung entfuhr Maximilian ein Kichern. Er sah sich selbst, in schwarzem Umhang, das Gesicht halb unter einer Kapuze verborgen, seine Augen starr in die Flamme einer Kerze gerichtet, die Hände beschwörerisch erhoben, eine magische Formel murmelnd ...

Kopfschüttelnd paddelte er weiter im Fluss. Er tauchte seinen Kopf unter und ließ sich sein Haar vom klaren Wasser durchspülen, ganz so, als ob die Mutter es ihm wusch. Ebenso fühlte er das Donauwasser als die mütterlichen Hände, die seinen Körper behutsam streichelten und ihn reinigten. Nicht nur

vom Schmutz der Werkstatt. Auch in der Wehmut seiner unerreichbaren Träume meinte er sich getröstet.

Irgendwann beendete er sein Bad. Sinnend wusch er seine wenigen, verschlissenen Kleidungsstücke, die er in der kommenden Woche in der Werkstatt tragen würde.

Anschließend legte er die gewaschene Wäsche zum Trocknen auf die Wiese und genoss die Strahlen der langsam untergehenden Sonne. Bevor ihn das Nachtdunkel einholte, machte er sich seufzend, Donau und Burghügel verabschiedend, auf den Heimweg.



„Und, wie hast du deinen Sonntag verbracht, mein lieber Junge?“

Unerwartet warmherzig begrüßte ihn sein Vater am nächsten Morgen in der Werkstatt, vor allem ungewöhnlich an einem Montagmorgen, an dem sechs lange Werkstage vor ihnen lagen.

„Ich war an der Donau“, antwortete Maximilian knapp, ohne dem Vater dabei in die Augen zu sehen. Auch ihm würde er nichts von seinen Erkundungen auf dem Burghügel erzählen.

Maximilian fühlte des Vaters Augen auf sich ruhen. Er deutete dies als dessen Erwartung, dass es ihn ebenso interessierte, wie der wohl den Sonntag verbracht hätte. Da er meinte, dies zu wissen, nämlich in der nächsten Weinschänke, fragte er nicht. Zu sehr würden seine Mutlosigkeit und Wehmut damit aufgepeitscht, die ihm das Bad in der Donau am Tag zuvor wenigstens etwas abgemildert hatte.

Des Vaters Blicke ließen nicht von ihm ab. Er gab Maximilian selbst Antwort, indem er ihn genau danach fragte, was Maximilian ihm gedanklich unterstellte.

„Du meinst, ich war mich betrinken, richtig?“

Schuldbewusst sah Maximilian zu ihm auf. Als er ansetzte, traurig zu nicken, trat der Vater nah an ihn heran.

„Du irrst dich.“ Warmherzig strich der Vater über Maximilians Kopf. „Also halb“, folgte. „Ja, ich gehe in die Schänke.“

Und ja, dort ertränke ich meinen Kummer in unserem sauren Wein.“

Nach einem letzten Kopfstreicheln trat der Vater einige Schritte von Maximilian zurück, um ihm fest ins Gesicht sehen zu können.

„Aber nicht nur“, ergänzte er selbstbewusst. „Vor allem mache ich mir dort Gedanken über dich. In Gesellschaft anderer Väter. Schließlich bin ich nicht der einzige, dem der Herrgott die Frau wegnahm. Obwohl“, kratzte er sich am Kopf, „ich einer von denen bin, die nicht sofort mit einem anderen Weib dort weitermachten, wo sie mit dem vorigen aufgehört haben. Oder es halt mussten.“

Wegen der ungewohnt vertraulichen Art, in der der Vater mit ihm sprach, stieg leises Unbehagen in Maximilian auf. Er versuchte, abzulenken.

„Nun ja“, rang er sich ab. „Du musstest deinen Sohn alleine großziehen. Das war bestimmt sehr schwer für dich.“

Kaum ausgesprochen, hätte er sich für seine Äußerung am liebsten geohrfeigt, da er vermeinte, das übliche väterliche Klagegedicht herausgefordert zu haben.

Wieder irrte er sich. Wieder reagierte der Vater zu Maximilians Überraschung anders als sonst.

„Ja, das war es, nach dem Verlust meiner über alles geliebten Frau. Aber weißt du, zuallererst war es tröstlich, dich zu haben. Du ähnelst deiner Mutter so sehr, mein Sohn.“

Weil des Vaters Stimme bei seinen letzten Worten zu zittern begonnen hatte, unterbrach er sich. Seine Blicke jedoch ruhten unverändert auf Maximilian, der nichts zu erwidern wusste. Unbeholfen stand er inmitten der Werkstatt, kein Ding in Reichweite, mit dem er seine Befangenheit überspielen, und zu arbeiten hätte beginnen können. Wie festgenagelt verharrte er.

„Ich habe nie verstanden“, fuhr der Vater fort, „weshalb deine Mutter mich geliebt hat. Weshalb sie mich geheiratet hat, wäre mir klar gewesen. Schließlich war sie in der Notlage, einem Klosterleben entkommen zu müssen. Dass sie mich aber so offenen Herzens liebte ... Mich, einen ewig nach Talg stin-

kenden Lichtzieher, der ihr nichts bot als Armut und Entbehrung ...“

Jetzt konnte Maximilian nicht anders, als zu seinem Vater aufzusehen, erwartungsvoll, mit halb offenem Mund.

Der Vater sah es, lächelte und erklärte.

„Ich weiß, dass ich dir nie viel von ihr erzählt habe, in meinem Gejammere über ihren Verlust. Anstatt dankbar gewesen zu sein, dass ich sie einige Jahre bei mir haben durfte. Aber der Schock an Pfingsten, als man mir überbrachte, du seist in der Donau ertrunken ... Ich konnte an nichts anderes denken, als dass du jetzt bei ihr bist. Und seit dem Moment, in dem die Müllersleute dich auf ihrem Eselskarren zurückbrachten, so nass und todunglücklich, aber eben lebendig, sehe ich ihr Gesicht vor mir. Ihre vorwurfsvollen Blicke spüre ich auf mir ruhen. Zeitlebens genügten ihre Blicke, um mich in meiner Einfältigkeit zu maßregeln. Sie keifte nicht wie andere Weiber. Gott seis gedankt. Aber sie hätte nicht gewollt, dass du unglücklich bist. Und das bist du. Das spüre ich doch, Maximilian. Ich muss endlich akzeptieren, dass du nicht mehr der kleine Junge bist, still und folgsam in allem, was ich gutheiße.“

Er machte eine Pause, um Maximilian Gelegenheit zum Sprechen zu geben, doch der stand noch immer wie zur Salzsäule erstarrt.

„Soll ich dir von deiner Mutter erzählen?“, überbrückte der Vater das Schweigen. „Oder willst du mir erzählen, woran du dich erinnerst?“

„Erzähle du, bitte“, presste sich Maximilian ab.

„Ein Findelkindkind war sie. Niemand weiß, wer das Körbchen vor dem Tor zu Neuburgs Kloster abstellte. Jedenfalls durfte sie dort, zwischen den Benediktinerinnen, als Waise aufwachsen. Aber als junge Frau forderte man von ihr die Profess. Einem schweren Leben hätte sie entgegengeblickt, als mittellose Nonne.“

Maximilian konnte sehen, wie des Vaters Augen zu leuchten begannen und in die Ferne der Erinnerung abwanderten. Neugierde entbrannte in ihm. Fast wollte er schon zu einer Frage ansetzen, doch der Vater schöpfte tief Atem und sprach weiter.

„Nie werde ich es vergessen, als ich sie zum ersten Mal sah. Barfuß ging sie, in einem derben Arbeitskittel, die Hände schmutzig von der soeben verrichteten Arbeit im Klostergarten. Und trotzdem strahlte sie, aus ihren himmelblauen Augen, mit ihrem langen, blonden Haar. Von da an hoffte ich, sie zu sehen, wann immer ich Kerzen ins Kloster liefern durfte. Ich sah sie. Und eines Tages sprachen wir miteinander.“

Des Vaters Augen kehrten zu Maximilian zurück.

„Sie war so anders. Sie war wie Licht. Es wurde hell, wenn sie lächelte ... Nicht in meinen kühnsten Träumen hätte ich es gewagt, mir vorzustellen, sie würde mein. Doch sie wurde es. Mit Leib und Seele. Mein Ehefrau. Wann immer ich ihr zugehen sein wollte, gewährte sie sich mir. Auf ihre besondere Art. Warm und voller Hingabe. Sie machte mich zum glücklichsten Mann auf der Welt.“

Abermals wurde des Vaters Stimme brüchig. Auch das Leuchten in seinen Augen verlor sich, was Maximilians Starre nicht nur zerbröckelte. In ihm brach ein Damm und er erzählte haarklein vom Einzug des Königs nach Neuburg, den er als Fünfjähriger zwischen den trauten Rockfalten der Mutter erlebt hatte. Und der ihm bis ins Detail im Gedächtnis geblieben war. Und der in ihm den brennenden Wunsch erzeugt hatte, das Schneiderhandwerk zu erlernen ...



REGENSBURG, GEGEN ENDE JULI 1541

Karl V. war sich im Klaren, dass er mit direkten Verhandlungen nicht von der Stelle kam. Wertvolle Monate waren verloren und mittlerweile brannte ihm die fortgeschrittene Zeit unter den Nägeln. Der Juli neigte sich. Wenn er nicht in den nächsten Tagen aufbrach, musste er auch seine ehrgeizige Algerien-Expedition wortwörtlich in den Wind schreiben. Gefürchtet waren die Herbststürme vor Algiers Küste ...

Jedenfalls hatte dieses Projekt für ihn allerhöchste Priorität. Nicht Ferdinand stand an erster Stelle, auch nicht das belagerte



Ofen. - Die Eroberung von Algier war es. Sie versprach Aussicht auf Waffenruhm und die Erweiterung des habsburgischen Machtbereiches um die afrikanische Mittelmeerküste. Längst hatte er die Flottenverbände Genuas und Neapels zu den eigenen hinzugebündelt. Bloß seine Ankunft war es, derer man in Italien ungeduldig harnte ...

Deshalb bestand seine Absicht nur noch darin, den Regensburger Reichstag mit irgendeinem annehmbaren Abschied so schnell als möglich zu beenden.

Er resümierte:

Die Religionsfrage war gescheitert und sein Bruder Ferdinand hatte bereits resigniert geäußert, Ofen den Türken zu überlassen. Nach Österreich wolle er sich zurückziehen, um wenigstens die Heimat aus eigener Kraft zu verteidigen.

Im Endergebnis bedeutete dies für ihn als Kaiser, dass seine gesamte Proposition gescheitert war und er sich die Einberufung des Reichstages hätte sparen können.

Aber - in Zähigkeit hatte er sich schon aus misslicheren Lagen herausmanövriert und so würde er dies auch jetzt tun. Wenn diese deutschen Fürsten und Stände ihm, ungeachtet seines offenen, guten Willens und seiner Geduld, das Leben schwer machten, umschiffte er dieses unerträgliche Hin und Her einfach zu seinen Gunsten ...



REGENSBURG, AM VORMITTAG DES 28. JULI 1541

Erschöpft lehnte sich Karl V. in seinem Lehnstuhl zurück. Soeben hatten die Katholischen seine Herberge verlassen, in die er sie zu nochmaligen Verhandlungen gerufen hatte.

„Du musst etwas essen, Karl“, mahnte Ferdinand besorgt. „Seit gestern Mittag hast du nichts zu dir genommen. Denke an deinen Gichtanfall und denke an deine bevorstehende Reise.“

„Ich kann erst essen, wenn auch die Verhandlungen mit den Protestanten so zufriedenstellend verlaufen, wie soeben mit

den Katholiken. Keinen Bissen bekomme ich zuvor hinunter.“

Karl V. winkte nach seinem Vizekanzler, der die frisch unterzeichneten Schriftstücke noch einmal überlas.

„Nehmt die Dokumente an Euch, ruft nach Pfalzgraf Friedrich II. und begleitet mich mit ihm zu den Protestanten, werter Johann von Naves“, erging des Kaisers Befehl.

„Was hast du vor, Karl? Meinst du etwa, die Evangelischen stimmen diesem Abschied zu? Wo nicht eine ihrer Forderungen darin auch nur ansatzweise erfüllt ist?“

Ferdinands Gesicht überzog die gleiche Blässe, die das Antlitz seines Bruders zeichnete. Nach dem unerquicklichen, monatelangen Schaukelspiel der beiden deutschen Lager konnte er sich nicht vorstellen, wie Karl eine zügige Einigung und damit die endgültige Sicherung der gerade in Aussicht gestellten Türkenhilfe der katholischen Stände herbeiführen könnte.

„Es ist ganz einfach, Ferdinand“, lächelte der Kaiser unter einiger Kraftaufbietung. „Wir lesen den Aufwieglern unseren Abschied mit den Katholischen vor und sagen ihnen dann schlichtweg, was sie hören wollen. Denn natürlich wissen wir, dass ihre Forderungen darin nicht erfüllt sind.“

„Ich kann dir nicht folgen, mein Bruder und Kaiser.“

Karls Blick schweifte zu seinem Vizekanzler, der freilich sofort umrissen hatte, worauf Karl V. hinauswollte.

„Eine geheime kaiserliche Deklaration.“

„Ihr habt mich verstanden, Johann. Also, ans Werk.“

Entschlossen zwang sich Karl V. aus seinem Lehnstuhl und zog seinen Bruder mit sich.



REGENSBURG, ZUR MITTAGSSTUNDE DES 28. JULI 1541

„Aber das ist doch eine Falle!!“

Empörung, an Wut grenzend, machte sich unter den Protestanten breit. „Uns dazu unter Zeitdruck zu setzen! Von wegen, wir hätten freie Hand, alle anstößigen Artikel schriftlich abzuändern! Bis nach dem Mittagsmahl!!“

„Ihr gebt mir das Stichwort, verehrte Fürsten und Herren“, verschaffte sich Johann Feige<sup>15</sup> Gehör. „Nichts wird so heiß gegessen, wie gekocht.“

„Dem kann ich nur zustimmen! Und ich ergänze: Viele Köche verderben den Brei.“ Auch Jakob Sturm von Sturmeck<sup>16</sup> hatte sein Wort über das allgemeine Stimmengewirr erhoben. Die beiden Politiker verständigten sich mit einem Blick.

„So begeben Euch alle zu Tisch“, sprachen sie nun gemeinsam. „Wir überarbeiten derweil jene katholische Verlautbarung.“

ZWEI STUNDEN SPÄTER ...

„Ich rief Euch zu mir, verehrter Kurfürst, weil ich guten Willens gegenüber den deutschen Protestanten bin. Obgleich meine Abreise mehr als drängt, verschiebe ich diese um eine Nacht.“

Karl V. schritt mit im Rücken verschränkten Händen vor Joachim II. von Brandenburg auf und ab. In seiner übermächtigen Anspannung und Unruhe hatte er den protestantischen Kurfürsten als Unterhändler zu sich gebeten.

„Ihr erweist uns Ehre, kaiserliche Hoheit. So darf ich davon ausgehen, dass Ihr uns für die Überarbeitung des katholischen Abschieds Zeit bis morgen einräumt?“

„Ja und nein“, winkte Karl V. nach Eustachius von Schlieben, dem Rat des Brandenburgers. Er reichte ihm ein mehrseitiges Dokument. „Verlest meine Form der Deklaration, die ich Euch noch heute Nacht vollständig ausgearbeitet zukommen lasse. Mögen sich Eure Verbündeten alsdann umgehend von deren Wortlaut überzeugen. Ihr werdet feststellen, dass darin die Forderungen der Protestanten erfüllt sind und wir den Abschied, wie besprochen im Geheimen, unterzeichnen. Also findet Euch mit Euren Ständen morgen früh um 6 Uhr bei mir ein. Denn anschließend muss ich unaufschiebbar abreisen.“

---

15 1472 - 1543, hessischer Jurist und Staatsmann

16 1489 - 1553, reformierter Bürgermeister von Straßburg

Auf des Kaisers Worte hin begann Eustachius von Schlieben zu lesen.



Trotz der Aussicht, dass ihre mit viel Energie angegangene, anstrengende Arbeit nun entbehrlich sei, ließen sich Sturm und Feige nicht von ihrer Ausarbeitung einer eigenen Deklaration abbringen. Zu viele Lücken vermuteten sie in der kaiserlichen Fassung, die ihnen Eustachius von Schlieben soeben angekündigt hatte.

„Nachtarbeit, mein lieber Sturm?“, schmunzelte der hessische Jurist zum Bürgermeister von Straßburg.

„Du sagst es, mein Freund Feige.“

Schon beugten sich die beiden Männer wieder über die Pergamente, die sie emsig mit feinen Zeilen und mit noch feiner ausgeklügelten Formulierungen füllten.



REGENSBURG, UM 4 UHR AM MORGEN DES 29. JULI 1541

„Dies entspricht nicht dem, was der Kaiser gestern ankündigte!“

Eustachius von Schlieben ließ die Deklaration aus seiner Hand gleiten, die der Kaiser ihm gegen Mitternacht hatte aushängen lassen.

Fassungslosigkeit machte sich in der protestantischen Versammlung breit. Neben aufkochender Wut derer, denen zu Bewusstsein kam, dass man Karl V. aufgefressen war:

Wenn man jetzt nämlich nicht unterzeichnete, würde der Kaiser abreisen und der Reichstag damit zum großen Nachteil der Protestanten enden. Nicht nur, dass man, wenn auch nur im Geheimen und völlig unzureichend, des Kaisers Entgegenkommen in einigen Religionsfragen verspielt hätte. Obendrein müsste man sich den schweren Vorwurf gefallen lassen, dass

die Türkenhilfe nicht zustande gekommen wäre, um die Ferdinand I. und die Ungarn so innig gebeten hatten.

Johann Feige und Jakob Sturm von Sturmeck nahmen die zerfahrene Stimmung im Saal als Fingerzeig. Entschieden traten sie vor die Versammlung und überreichten Eustachius von Schlieben das Ergebnis ihrer Nacharbeit.

„Verlest unsere Fassung, verehrter Rat. Wir sind sicher, dass die Verhandlungen mit dem Kaiser damit zum Abschluss kommen können.“

Von Schlieben begann wiederum laut zu vorzulesen. Schnell hatte er alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen, obwohl er, angesichts der verschachtelten Formulierungen, sich mehrfach unterbrechen und von Neuem zu lesen beginnen musste ...



REGENSBURG, GEGEN 6 UHR AM MORGEN DES 29. JULI  
1541

„Was hat dich nur geritten, die Versammlung mit den Protestanten zu so früher Morgenstunde anzusetzen?!“

Übernächtigt und wie gerädert starrte Karl V. auf die Deklaration, die ihm Eustachius von Schlieben soeben im Namen der Protestanten überreicht hatte.

Es war nicht jenes Schriftstück, das er, wohlweislich zur Mitternacht, dem Kurfürsten von Brandenburg hatte überbringen lassen. Er war sich seines Schachzuges so sicher gewesen, in der Überzeugung, dass die Protestanten es nie und nimmer schaffen würden, in kurzer Zeit und dazu während der Nacht, einen eigenen Abschied zu formulieren. - Und er sie damit geschickt in die Knie gezwungen hätte ...

Doch jetzt saß er vor einem mehrseitigen Dokument in deutscher Sprache, von dem er kein Wort verstand. Und damit saß er in der Zwickmühle:

Sein Bruder Ferdinand I. war nicht anwesend, ebenso wie Johann von Naves, sein Übersetzer. Und vor allem fehlte auch Granvella, sein scharfsinniger Berater. Umsonst hatte er zur

frühen Morgenstunde nach seinen Vertrauten gesandt.

*„Gibst du dir jetzt die Blöße vor den Protestanten? Zeigst du ihnen etwa, wie du auf Hilfe angewiesen bist, als Kaiser?!“*

Doch nicht einmal seine Gedanken konnte Karl V. in Ruhe ordnen. Beflissentlich und unentwegt versicherte ihm Eustachius von Schlieben, dass seitens der Protestanten keine Einwände bestünden, die vorliegende, geheime Deklaration anzunehmen.

Karl V. hatte keine Kraft mehr. Er beging einen Fehler. Er unterzeichnete.

Wenige Stunden später, nach dem eiligen Verlesen des offiziellen Reichstagsabschlusses, verließ er Regensburg. Prunklos und in schlichter schwarzer Kleidung ritt er aus der Stadt.

In seinem Gefühl des Versagens gegenüber den Protestanten konnte man ihm ansehen, dass er für die Anstrengung, die nun vor ihm lag, eigentlich gar keine Kraft besaß. Aber er verfügte über die Willensstärke, sie seinem Körper eisern abzufordern. Und zwar mit Hass auf diejenigen, wegen denen er sich jetzt so ausgezehrt fühlte:

*„Mein eigenes Leben werde ich daran setzen! Niemals werde ich stattgeben, dass diese elende Sekte weitere Verbreitung findet!“*

Bitterste Gedanken durchzogen sein Gemüt auf seinem Weg gen Süden:

Sechs Monate seiner wertvollen Zeit hatte er an die Deutschen vergeudet. Restlos fehlgelaufen war sein Ansinnen, die beiden Glaubenslager zu versöhnen, um mit geeinter Kraft gegen die Osmanen loszuschlagen. Die Zusage der Türkenhilfe, die er sich schwerst erkaufen musste, war ihm obendrein nur vorbehaltlich der Vertagung auf einen erneuten Reichstag schon im kommenden Jahr gegeben worden. Was schlichtweg bedeutete, dass dieses unerquickliche Spiel mit den Lutherischen von Neuem begänne.

Karl V. spürte, wie sich sein ganzer Leib regelrecht dagegen bäumte. Brechreiz stieg in ihm auf.

Den schweren Zukunftsgedanken, die folgten, lenkte er entgegen. Er würde dem nachgehen, was in ihm selbst keimte, und

was sein Berater Granvella, dessen Rat ihm am meisten galt, schon mehrfach ausgesprochen hatte:

„*Protestantenkrieg.*“

Mit Waffengewalt würde er die Lutherischen unterwerfen, die sich angemaßt hatten, ihn derart in die Enge zu treiben. Mit seiner Friedenspolitik war es jetzt endgültig vorbei. Er würde der Welt durch Taten zeigen, dass er ein echter katholischer Kaiser war.

Karl V. wurde sichtlich wohler. Sein aufgepeitschtes Gemüt fand zur Besonnenheit zurück:

Nicht sofort konnte er losschlagen. Zuvorderst standen seine Expedition nach Algier und die Abwehr der Türken. Auch seinen Kontrahenten, den französischen König, der mit den deutschen Protestanten hinterlistig und aus Eigennutz sympathisierte, durfte er nicht aus den Augen lassen. Aber sobald sich die politische Lage beruhigt und er selbst zu Stärke zurückgefunden hätte, würde er für Ruhe sorgen.

„*Regensburg 1541. Der Tragödie erster Akt.*“

Mit diesen sarkastischen Worten auf den Lippen gab er seinem Pferd die Sporen.



Granvella war außer sich.

„*Wie hatte der Kaiser dieses hinterhältige Pamphlet unterzeichnen können?! In seiner Abwesenheit?! Allen protestantischen Forderungen war damit Genüge getan!*“

Auch der eilig hinzugezogene Leonhard von Eck gebärdete sich auf das Heftigste. Wieder und wieder las er konfus in der protestantischen Geheimdeklaration herum. Niemals zuvor hatte er derartige gewundene und hochgeschraubte Formulierungen gelesen. Nur mit Mühe fand er sich darin zurecht.

„Aus meiner Sicht hat der Kaiser hier ohne Befugnis gehandelt“, riss er sich irgendwann seine Haube an den Ohrenzipfeln vom Kopf und warf sie auf das Dokument mit des Kaisers Siegel. „Nur den Reichsständen hätte eine Geheimabstimmung zugestanden! Wir müssen sofort ...“

„Wir müssen die Notlage des Kaisers bedenken“, beschwichtigte Granvella trotz seines eigenen Missmutes den auf-gebrachten Bayern. Dessen Übereifer rief Abneigung in ihm hervor. „Und“, überwand er sich sogar, nach dessen knochigen Händen zu greifen, „ich bin mir gewiss, dass Karl V. dies nicht getan hat, ohne einen Schritt weiter zu denken. Vertrauen wir auf ihn. In Anbetracht der Türkengefahr. Alles Weitere zu seiner Zeit.“

ENTWURF



## Kapitel 2

NEUBURG AN DER DONAU, SEPTEMBER 1541

Schon aus einiger Entfernung sah er ihn sitzen, Ruprecht, einen der Neuburger Stadtschneider, zu dem er sich durchgefragt hatte. Mit einer NÄharbeit kauerte der Meister im Schneidersitz auf dem Sims eines großzügigen Fensters im Parterre eines schmucken, mehrgeschossigen Stadthauses nahe des Oberen Stadttores.

Maximilians Vater warf einen Blick in den Himmel. Von dort holte er sich ein Quântchen Mut. Danach sammelte er sich. Er atmete tief durch und ging geradewegs auf den Schneider zu.

„Guten Morgen! So ein schöner Tag heute“, sprach er ihn beherzt an. „Genau richtig für das Arbeiten unterm Himmel, sozusagen.“

Geistesabwesend sah Ruprecht zu dem ihm unbekanntem Mann auf. Noch in Konzentration auf sein Nähwerk erwiderte er dessen Gruß.

„Auch einen guten Morgen. Ja, am Fenster hat man einfach das beste Licht.“ In der Annahme, der Fremde ginge seiner Wege, widmete er sich wieder dem unfertigen Kleidungsstück auf seinem Schoß. Zu seinem Erstaunen sprach der Mann jedoch emsig weiter.

„Aber bald wird es sicher zu kalt für das Nähen hier draußen. Und dann? Gibt es drinnen genug Licht?“

Ruprecht unterbrach seine Arbeit, leicht unmutig, denn er fühlte sich gestört. Nicht, dass er etwas gegen ein Pläuschchen hätte. Schließlich war dies ein netter Nebeneffekt seines Sitzens am Fenster. Aber er plauderte nach eigenem Gutdünken und nicht, weil jemand ihm ein Gespräch abnötigte, so wie jetzt. Er musterte den Mann, der vor ihm stand:

Hochgewachsen war er, aber hager, fast abgehärmt. Das Haar eher licht, die Haut fahl, die Augen glanzlos. Dünne Lippen unter einer knorpeligen Nase, zu deren Seiten die Wachen-

knochen hervortraten. Sehnige Hände und verschmutzte Fingernägel zeugten von derber Handarbeit. Die Kleidung, die er trug, mutete ihm an wie etwas seit langem Geschontes, das man nur zu besonderen Anlässen hervorholte oder allenfalls zum Sonntagsgottesdienst. - Kurz gesagt, vor ihm stand ein armer Mann, der ganz offensichtlich von außerhalb der Stadt kam. Und der irgendetwas von ihm wollte.

„Mit Verlaub“, wurde Ruprecht direkt, ohne auf die an ihn gerichtete Frage einzugehen. „Ich kenne Euch nicht. Wünscht Ihr etwas von mir?“

Maximilians Vater, in aufsteigender Erregung, nahm eilig seine Filzkappe vom Kopf. Er verneigte sich leicht, und, ohne es zu merken, knetete er die Kopfbedeckung zwischen den Händen.

„Verehrter Meister, bitte verzeiht mir die Störung. Helmut Echter ist mein Name. Ich bin der Lichtzieher zu Kreut, ein redlicher Mann.“

„Gut, gut. Niemand spricht Euch ab, dass Ihr ein redlicher Mann seid. Aber, wie Ihr seht, habe ich zu arbeiten. Also, was wünscht Ihr von mir?“

Fast wollte des Schneiders straffer Ton Maximilians Vater verunsichern, bevor er sein Anliegen überhaupt vorgebracht hatte. So zwang er sich zur Vorstellung, sein eigener Sohn würde eines Tages gleich dem Schneidermeister auf dem Fenstersims eines stattlichen Stadthauses sitzen und an einem fürstlichen Kleidungsstück arbeiten.

Leiser Stolz stieg in ihm auf. Fest entschlossen, Maximilians sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, äußerte er ohne Umschweife seine Bitte.

„Ich komme für meinen Sohn, Maximilian, gerade ist er sechzehn Jahre alt geworden. Er träumt davon, den Beruf des Schneiders zu erlernen. So frage ich Euch, ob Ihr ihn als Lehrburschen in Eure Werkstatt aufnehmen würdet. Er ist ein braver Junge, sogar des Lesens und Schreibens mächtig. Seine Mutter brachte es ihm bei, bevor sie vor elf Jahren starb.“

Ruprecht meinte, er traue seinen Ohren nicht. Obenauf in sofortigem Vorurteil, der Sohn käme dem Vater in seinem ärmlichen Äußeren gleich, wurde er verletzend.

„Mir scheint, Ihr kennt nicht die Gepflogenheiten in der Stadt, Herr Lichtzieher, oder wie immer Ihr heißt. Doch ich erkläre sie Euch. Der Zunftmeister unserer edlen Gilde entscheidet, wer Schneidergeselle in Neuburg wird“, sprach er abfällig.

„Oh, das weiß ich wohl“, gab Maximilians Vater unbeirrt zurück. „Aber ich dachte, wenn ich Euch meinen Sohn vorstellen dürfte, würdet Ihr für ihn ein gutes Wort ...“

„Mit einem guten Wort ist es nicht getan“, ließ Ruprecht Maximilians Vater nicht ausreden. „120 Gulden an Gebühr sind der Zunft für eine Ausbildung zu leisten. Und Ihr scheint mir nicht über eine solche Summe zu verfügen“, schob er einen Riegel vor weitere, aus seiner Sicht lächerliche Bittgesuche. „So. Und jetzt geht Eurer Wege. Oder geht zum Zunftmeister. Es steht Euch frei. Aber stiehlt mir nicht noch mehr von meiner Zeit.“

Damit wandte er sich ab. Er würdigte Maximilians Vater keines weiteren Blickes, obwohl der, in Enttäuschung erbarmungswürdig in sich zusammengesunken, wie angewurzelt vor ihm stehen blieb.

Erst nach einer abweisenden Handbewegung, die Ruprecht sich Momente später abrang, setzte sich der unstandesgemäße Bittsteller schlurfenden Schrittes in Richtung des nahen Stadtores in Bewegung.



DÖRFCHEN KREUT, AM GLEICHEN TAG IM SEPTEMBER  
1541

*Wo der Vater nur blieb?!*

Schon am frühen Morgen war er, in seiner Sonntagskleidung obwohl es werktags war, eilig aufgebrochen. Nach seinen

knappen Worten, dass es etwas zu erledigen gäbe, fand sich Maximilian allein im Haus.

Nun wartete er seit Stunden auf ihn, unterdessen er die tägliche Arbeit in der Werkstatt verrichtete.

Still schnitt er die am Vortag gezogenen und ausgehärteten Kerzen, die noch an ihren Dochten im Gestell baumelten, nacheinander ab. Er prüfte die Festigkeit jeder einzelnen Kerze, zupfte ihren Docht zurecht und schichtete sie dann in diverse Holzkästchen. Dabei wanderten seine Gedanken.

Für einen Moment ergab er sich der Wunschvorstellung, sein Vater wäre nach Neuburg aufgebrochen. Wegen ihm. Um bei einem Stadtschneider eine Lehrstelle zu erbitten.

*„Was sonst gab es so Dringendes zu erledigen?!“*

Wie sein Herz bei dieser Einbildung klopfte!

Auch wenn ihre Gespräche nicht in dieser Richtung konkret wurden, so hatten sie dennoch seit ihrer gegenseitigen Offenbarung Ende Juli harmonische Wochen miteinander verbracht wie nie zuvor. Ohne des Vaters übliche, selbstmitleidige Jammerei wurde jeden Tag in Erinnerungen an die glücklichen Jahre, als die Mutter noch lebte, geschwelgt. Zudem hatte Maximilian frei jeder Scheu ein ums andere Mal von seinen Träumen berichtet, und der Vater hatte ihm aufmerksam zugehört

...

„Hallo, Herr Echter! Hallo! Ist jemand da?“

Die Rufe einer Frauenstimme und heftiges Türklopfen holten Maximilian zurück in die Realität. Er wandte sich von der Werkbank ab und ging zur Eingangstür, die, wie immer mit geöffnetem Oberlicht und ausgeklapptem Brett, als Ladentafel diente.

„Ach, guten Tag, Frau Willmers! Der Vater ist nicht im Haus. Wie kann ich Ihnen dienen?“ Freundlich begrüßte Maximilian eine Frau mittleren Alters, hinter deren Rücken ein junges Mädchen stand.

„Der Maximilian!“, kam zur Antwort. „Allein in der Werkstatt! Tüchtig, tüchtig! Was für ein braver junger Mann! Sieht man dich deshalb nie im Dorf? Mara, komm, begrüße den Maximilian!“ Beherzt schob Frau Willmers ihre Tochter an die

Eingangstür und griff nach ihrer Hand, um sie Maximilian entgegenzuschieben.

Maximilian wurde leicht verlegen, drückte die Hand aber höflich. Unter seiner Berührung lief Maras Gesicht hochrot an. Schnell sah sie zu Boden und Maximilian beeilte sich, ihre Hand wieder loszulassen.

Frau Willmers schien die Schamhaftigkeit der beiden jungen Leute nicht wahrzunehmen.

„Wie alt bist du jetzt eigentlich, Maximilian?“, fragte sie wie in Selbstverständlichkeit und maß ihn mit Blicken ab.

Unwohlsein stieg in Maximilian auf. Er fühlte sich wie ein Ross auf dem Markt. Zu offensichtlich zeigte Frau Willmers ihre Absicht, ihn als Schwiegersohn ins Auge zu fassen. Trotzdem antwortete er höflich.

„Gerade sechzehn, Frau Willmers. Aber“, schob er nach, „Sie sind doch sicher nicht gekommen, um nach meinem Alter zu fragen?“

Frau Willmers schmunzelte und schob ihre verschüchterte Tochter beiseite.

„Nein, freilich nicht. Ein Dutzend Kerzen bräuchte ich, die langen nehme ich immer.“

Maximilian schickte sich, die erbetene Ware herbeizutragen. Frau Willmers begutachtete, nickte und reichte Maximilian ein Tuch, in das er die Kerzen sorgsam einwickelte.

„Was bekommst du von mir? Oder sollen wir später bei deinem Vater bezahlen? Die Mara kommt sicher gerne noch einmal vorbei.“

„Nein, nein. Ich darf auch abrechnen“, beeilte sich Maximilian. „Eine Kerze kostet zwei Heller. So bekomme ich bitte vierundzwanzig Heller von Ihnen.“

Frau Willmers zog ihren Geldbeutel zwischen den Rockfalten hervor.

„Oh, jetzt habe ich nur Kreuzer dabei. Hat der Mann mir heute neues Hausgeld gegeben.“

„Gut“, entgegnete Maximilian emsig. „Dann rechnen wir. Warten Sie. Sechzig Heller sind dreißig Pfennige. Und für dreieinhalb Pfennige gibt es einen Kreuzer.“ Maximilian rieb sich

die Stirn und nahm seine Finger zu Hilfe. „Also bekomme ich von Ihnen rundgerechnet dreieinhalb Kreuzer.“

Er sah Frau Willmers ins Gesicht. „Das geht nicht auf. Und ich habe nicht die kleinste Münze zum Wechseln hier.“

„Nun“, lachte Frau Willmers auf. „Dann muss jemand einen Kreuzer zerbeißen.“

Auch Maximilian musste lachen. Dabei fiel sein Blick auf Mara. Unübersehbar war sie des Rechnens nicht mächtig, was ihr gekünsteltes Lachen verriet. Mit gemischten Gefühlen, einerseits Mitleid, andererseits leichte Abneigung gegen ihre Naivität, unterbreitete Maximilian Frau Willmers einen geschäftstüchtigen Vorschlag.

„Nähmen Sie noch zwei Kerzen mehr, bekäme ich genau vier Kreuzer. Und Sie sparen an Zeit, weil Sie erst später wieder herkommen und nachkaufen müssen.“

Damit sorgte Maximilian für Lacher.

„Sieh einer an! Geschäftstüchtig bist du dazu. Aber, nur so kommt man zu etwas.“ Frau Willmers zwinkerte ihm zu, bevor sie auch ihrer Tochter zulächelte. „Genau so machen wir es. Bloß, wenn der Hausherr meutert, weil ich mit dem Geld nicht hinkomme, schicke ich ihn zu dir. Dann lässt er dich sicher eine Münze zerbeißen.“

„Oh nein!“, kam Maximilian direkt in Fahrt, erheitert über Frau Willmers Frohsinn. „Da lege ich noch eine Kerze drauf und Sie berichten ihm von dem guten Geschäft, das Sie heute gemacht haben.“

Abermals wurde gelacht. Maximilian wickelte zusätzliche drei Kerzen in das Tuch und Frau Willmers zählte vier Kreuzer auf den Ladentisch.

„Na, dann wollen wir dich nicht weiter vom Arbeiten abhalten. Stimmt's, Mara?“ Frau Willmers versetzte ihrer Tochter einen kleinen Schubs. „Aber weißt du was, Maximilian? Komm doch mal bei uns vorbei! Dann kocht Mara was Leckereres für dich!“

Erleichtert sah Maximilian Mutter und Tochter hinterher, nachdem diese sich verabschiedet hatten.

Über jene Begegnung resümierend widmete er sich wieder der Werkstattarbeit:

Nicht, dass er Mara nicht mochte. Sie war ein Mädchen in seinem Alter. Etwas jünger vielleicht. Still und sittsam, durchaus hübsch. Und sie war nicht unter jenen forschen Mädchen gewesen, die an Pfingsten keinen Hehl daraus gemacht hatten, ihn berühren zu wollen. Insgesamt gesehen, kam sie seinem zurückhaltenden Wesen gleich und im Grunde würde nichts dagegen sprechen, die mütterliche Brautwerbung anzunehmen, wenn er nicht ...

Wenn Maximilian sich nicht selbst geschworen hätte, sich vor dem weiblichen Geschlecht zu verschließen. Viel zu groß war seine Angst, eine Frau so sterben zu sehen, wie er seine Mutter hatte sterben sehen müssen. Nur, weil er körperlichen Trieben stattgab, die in einer Empfängnis endeten ...

Nicht, dass er das Weibliche nicht mochte, im Gegenteil. Er verband es mit der wunderschönen Erinnerung an seine Mutter. An ihre Wärme, an jene besondere Geborgenheit, die nur Frauen zu vermitteln wussten, an innigen Halt ... die Erfüllung des Wunsches nach einer eigenen Familie, irgendwann ... Doch er wusste auch, dass, wann immer es dem Herrgott beliebte, er dieses erstrebte höchste Glück in tiefstes Leid wandelte.- Dem würde Maximilian vorbauen. Er würde Glück und Erfüllung in einem Handwerk suchen. Und zwar im Schneiderhandwerk.

Seine Erwägungen hatten ihn dorthin zurückgebracht, wovon Frau Willmers ihn abgelenkt hatte:

*„Wo blieb nur der Vater?! War er tatsächlich nach Neuburg gegangen?? Würde er alsbald mit der Neuigkeit heimkehren, dass sich seine Wunschträume erfüllten??“*

Maximilians Gedanken nahmen eine wilde Karussellfahrt auf und er hatte Mühe, den Verkauf der Kerzen ordentlich in das kleine Werkstattbüchlein einzutragen, wie er es stets zu tun pflegte. -

Statt der Rufe des heimkehrenden Vaters drangen ihm Stunden später Schreie einiger Dorfkinde ans Ohr:

„Maximilian! Du sollst in die Dorfschänke kommen! Deinen Vater heimholen!!“ -

Maximilians Traumwelt zerbarst, als er wenig später seinen volltrunkenen Vater im Wirtshaus zu Gesicht bekam.

Laut schnarchend lag er auf einer Bank in der hintersten Ecke der Schankstube. Von ihm ging ein abstoßender Geruch aus, dessen Herkunft man schnell erkennen konnte. Es waren Reste von Erbrochenem auf seiner Kleidung, neben Weindunst aus seinem offenem Mund.

„Was hast du denn mit ihm gemacht, Maximilian?“ half die Wirtin, den Vater von der Bank auf seine Füße zu hieven. „So haben wir den Helmut ja schon lange nicht mehr gesehen!“

Vorwurfsvolle Blicke trafen ihn.

„Ich weiß es nicht“, schickte Maximilian in Hilflosigkeit und Scham dagegen.

„Aber man hat immer gehört, wie er deinen Namen sprach. Und irgendetwas von 120 Gulden faselte. Und dass man ihn wie einen elenden Landstreicher behandelt hätte.“

In einer Mischung aus ehrlicher Besorgnis, neben leiser Neugierde, kniff die Schankwirtin ihre Augen halb zusammen.

Maximilian schwante und er meinte, ihm würden die Knie einknicken, und zwar nicht nur von der Last des betrunkenen Vaters. Um sich zu sammeln, ruhten seine Augen für einige Atemzüge auf den staubigen Holzdielen. Nachdem Festigkeit in seine Beine zurückgekehrt war, richtete er sich bestimmt auf.

„Bitte vergeben Sie uns die Umstände, Frau Schattner. Ist die Zeche bezahlt?“ Maximilian zog den halbwachen Vater fest an seine Seite und legte sich einen seiner Arme über die Schulter.

„Ja, ja“, winkte die Wirtin ab. „Ich weiß ja, wo er seinen Geldbeutel trägt. War genug Geld drin. Also dann, geh mit Gott und kümmer dich um deinen Vater. Ach so, hätte ich beinahe vergessen. Wenn Helmut das nächste Mal herkommt, soll er an die vier Dutzend von den Mittleren denken. Der Herbst steht ins Haus und die Tage werden kürzer ...“



Kurz darauf bugsierte Maximilian seinen Vater durch Kreut in Richtung ihrer etwas außerhalb liegenden Behausung. Seine Beschämung über die Blicke, die ihn trafen, ertrug er im Wissen, dass sein Vater ganz offensichtlich seinetwegen in Neuburg gewesen war. Und dass man ihn dort wohl geschmäht hatte.

Tags darauf hatte Maximilian längst mit der Arbeit begonnen, als der Vater schweren Schrittes in die Werkstatt schlurfte.

„Vater“, ließ Maximilian alles aus seinen Händen fahren und eilte zu ihm. „Wo warst du nur gewesen? In Neuburg? Wegen mir? Und hat man dir dort angetan?!“

„Ach, mein Junge, es tut mir so unendlich leid.“ Unter einem Seufzen sackte der Vater halb in sich zusammen.

Schnell breitete Maximilian seine Arme aus. Er fing ihn auf und dabei durchfuhr ihn schmerzliche Herzenswärme.

„Nein, nein“, wehrte er dessenthalben ab. „Mir tut es leid. Sag, was ist dir denn geschehen?“

Er dirigierte den Vater zu einer kleinen Holzbank und beide setzten sich.

„Oh, was habe ich Schädelweh“, fasste sich der Vater statt einer Antwort an den Kopf. „Und speiübel ist mir.“

Maximilian eilte nach einem Eimer, den der Vater unter schuldbewusstem Blick zwischen seine Knie klemmte.

Trotz aller Betrübnis schlich sich ein kleines Lächeln in Maximilians Gesicht. Überraschend fühlte er sich in diesem Moment nicht mehr wie der kleine Junge, der sich in kindlichem Kummer des Vaters annimmt. Nein. Er fühlte sich wie ein Mann, der einem anderen Mann beizustehen vermag. Still setzte er sich wieder hin und wartete, bis der Vater seinen Brechreiz überwunden hatte.

„Diese verdammte Sauferei“, schickte der Vater brummend in den Eimer. „Ich wollte nicht mehr saufen. Schade um das Geld. Hätte ich besser sparen sollen. 120 Gulden ...“

„Frau Schattner hat mir auch berichtet, dass du etwas von 120 Gulden erzählt hast. Was sind denn das nun für 120 Gulden?“

„So viel kostet eine Lehrstelle bei Neuburgs Stadtschneidern“, kam verbittert. „Dieses elende, überhebliche städtische Zunftgesindel! Geschieht ihnen recht, wenn die Handwerksleute auf dem Lande dagegen aufbegehren und eigene Gilden gründen!“ Ernste Blicke trafen Maximilian. „Nur leider weiß ich von keinem Schneider hier in unserer Gegend. Also, besser gesagt von keinem, der solche Gewänder anfertigen kann, wie jene, die du nähen können willst.“

„Du warst in Neuburg!“

„Ja. Leider umsonst. Ach, mein Junge, auch wenn es schwer für mich wäre, wenn du weggingst, so wollte ich dir trotzdem deinen Traum erfüllen.“

Resigniert sackten nun Vater und Sohn auf der Bank nebeneinander in sich zusammen. Nachdenkliches Schweigen kehrte ein.

„Aber wieso hat man dich als Landstreicher behandelt?“ fuhr Maximilian irgendwann auf.

Helmut war diese Frage ein Signal. Bis ins Kleinste redete er sich von der Seele.

Maximilian hörte konzentriert zu und ungewollt ballten sich seine Hände zu Fäusten ...



SCHLOSS ZU NEUBURG AN DER DONAU, SEPTEMBER 1541

Wehmütig schweifte Ottheinrichs Blick vom Dachgarten seines Schlosses aus über das weite Tal, dem die majestätisch dahinfließende Donau seinen unvergleichlichen Reiz verlieh. Ganz gleich, in welche Richtung er sich auch wandte, entzückte ihn die Fernsicht.

Am meisten jedoch liebte er das linke Donauufer mit seinen Hügeln, die einmal sanft, dann wieder steil in Tälern ausliefen. Dörfchen bekrönten so manche Hügelkuppe. Üppige Gärten, deren unzählige Obstbäume heimatliche Gaumenfreuden verließen, wechselten in den Niederungen mit Feldern, welche die

fleißigen Hände seiner ihm treu ergebenen Untertanen bestellen. Doch auch nackter Fels reckte sich hie und da in die Höhe und bot, zu dessen Füßen, Laubwäldern ein Dasein.

Malerische Schönheit der göttlichen Schöpfung bannte Ottheinrichs Kunstsinn in schweigsamer Stille und herrlich milder, frühherbstlich würziger Morgenluft.

Weindurst bemächtigte sich der fürstlichen Kehle, ausgelöst vom Anblick der allgegenwärtigen Weinstöcke an den besonders sonnenverwöhnten Hanglagen des jenseitigen Donauufers. Nur allzu gerne hätte er sich dem Genuss eines edlen Tröpfchens überlassen, aber das Nippen am Weinpokal in seiner Hand bescherte ihm ein Anderes.

Ob des herb-sauren Geschmacks nämlich, der ihn aus seiner Schwelgerei hinwegholte, verzog es ihm das Gesicht. Wohl spürte er die Energie des Sonnenlichtes, fleißig aufgenommen vom Laub der Rebe, deren Wurzeln die Kraft des Heimatbodens hinzumischten. Wohl anerkannte er auch die unermüdliche Arbeit derer, die die Weinlagen hegten und pflegten, die die Trauben ernteten und daraus den Wein sorgsam kelterten. Trotzdem schnüffelte er mit verhaltener Erquickung nach dem Bouquet des *Weißes Elbling* der Weingärtler vom *Hörnleinberg*. Mit diesem Rebsaft müsste er sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf lange Sicht zufriedengeben, anstatt sich von den Aromen der Weine südlicherer Gefilde verwöhnen zu lassen.

Unter einem tiefen Seufzer riss sich Ottheinrich aus der Idylle seines Dachgartens. Langsamem Schrittes, nicht ohne die Berührung der diversen in Terrakotta gesetzten mediterranen Duftpflanzen, machte er sich auf, um seine engsten Freunde und höchsten Beamten zu treffen.

Wie vermutet empfangen ihn drei besorgte Minen:

Zuerst die von Gabriel Arnold zu Rohrenfels, der bereits seit 24 Jahren sein uneingeschränktes Vertrauen besaß. Anfangs als fähiger Sekretär der Pfalz-Neuburgischen Kanzlei, hatte er ihn 1523 zum Rentmeister ernannt. Seither war er derjenige, der als Einziger den Gesamtüberblick über die Finanzen

im Fürstentum besaß. Und er war auch derjenige, der ihm zu-  
meist die notwendigen Kreditgeschäfte ankurbelte.

Auch das Gesicht seines Kammermeisters Vinzenz Prechtl  
schien von dunklen Wolken überzogen. Er hatte seit 1538 den  
Vorsitz der Landesfürstlichen Rechenkammer inne und zu sei-  
nen vorrangigen Aufgaben gehörte die Verwaltung der herzog-  
lichen Ausgaben.

Darauf, dass Jörg von Heideck nicht lachen würde, hätte  
Ottheinrich bedenkenlos mit höchstem Einsatz gewettet. Die-  
ser Edelfreie, dessen Urahnen Kaiser Friedrich I. Barbarossa  
einst auf seinem Kreuzzug begleiteten, stand ihm seit 1535 als  
Hofmeister und Hofrichter zu Diensten. Jene hohe Amtsbe-  
fugnis spannte er sogar so weit, dass er sich selbst in Zeiten der  
Abwesenheit von ihm vertreten ließ.

„Nun, meine Getreuen, mit welchen Lasten trübt mein lie-  
ber Bruder Philipp Eure Blicke?“ Ottheinrich nahm auf einem  
der wuchtigen Lehnstühle Platz, die in seiner persönlichen  
Schreibstube um einen ebensolchen Tisch gruppiert waren.  
Auf seinen Wink, sich ebenso zu setzen, folgte allerdings nie-  
mand. Stattdessen wurden emsig allerlei Schriften entrollt und  
Rechnungsbücher aufgeschlagen.

Ottheinrich seufzte. Schließlich wusste er, was ihn erwar-  
tete. Er hatte es bislang nur von sich geschoben:

Von Anfang an war er gegen Philipps Bestrebungen gewe-  
sen, ihr ohnehin viel zu kleines Fürstentum zu teilen. Vor allem  
wegen der seit jeher bedenklichen Finanzlage. In seiner Bru-  
derliebe hatte er es jedoch nicht geschafft, Philipps Drängen  
auf Souveränität einen Riegel vorzuschieben. So teilte man also  
am 04. Januar 1535. Und in diesem Frühling, nur sechs Jahre  
nach der Spaltung, konnte er dem reumütigen, todunglückli-  
chen Bruder wiederum nicht abschlagen, auch der Beendigung  
jener unsäglichen Nutzungsteilung zuzustimmen. Eilig hatte er  
sich im April, vor dem Aufbruch zum Regensburger Reichstag,  
Philipps Schuldenregister und Besoldungsverzeichnisse über-  
geben und einen Vertrag zur Wiedervereinigung der zwei Lan-  
desteile fertigen lassen. Keinen Moment hatte er an die Folgen  
der Schuldenlast gedacht, die damit auf ihn zurollte. Vielmehr

ließ er sich vom Schmerz darüber leiten, wie sehr Philipp unter seinem Scheitern und dem notwendigen Verzicht auf alle seine landesherrlichen Rechte litt. - Doch nun war es allerhöchste Zeit, sich der Konsequenzen seiner tiefen Bruderliebe zu stellen, um nicht selbst im Bankrott zu enden.

Respektvoll hatten Ottheinrichs höchste Hofbeamte das Ende seines gedanklichen Resümees abgewartet. Auf sein Nicken hin begann Gabriel Arnold als erster zu sprechen.

„Gemäß dem Vertrag vom 04. April diesen Jahres habt Ihr vierhundertundachttausendfünfhunderteinundsechzig Gulden an reinen Schulden aus dem Burglengenfelder Landesteil übernommen, mein Fürst.“

„Vierhundert-und-was? Bitte, wiederhole er sich, grausamer Rentmeister Arnold zu Rohrenfels.“ Ottheinrich, der seine engsten Vertrauten sonst nicht auf diese Weise anredete, versuchte sich an trockenem Humor.

Gabriel Arnold, anstatt sich in Worten zu wiederholen, ging mit einem offenen Rechnungsbuch zu Ottheinrich und wies ihm die Endsumme des Schuldenregisters:

*408.561 Gulden.*

Ottheinrich neigte sich über das zugeschobene Dokument.

„Und wo finde ich die Einnahmen?“, hob er seinen Kopf und drehte die Augen in Arnolds Richtung.

„Hier“, rutschte ein Finger auf eine weitere Endziffer.

„Da hat er sich aber verrechnet“, lautete Ottheinrichs nüchterner Kommentar auf die Tatsache, dass jener unvorstellbaren Schuldsomme kaum mehr als 7.000 Gulden an jährlichen Einnahmen gegenüberstanden.

„Nur allzu gerne hätte ich mich verrechnet.“ Gabriel Arnold verneigte sich leicht und entfernte sich mitsamt dem Rechnungsbuch.

„Und was meintet Ihr mit ‚reinen Schulden‘?“

„Dies erläutert Euch der Kammermeister.“

„Ungeachtet der Verpflichtungen aus Schuldverschreibungen und Verpfändungen verschlang die Burglengenfelder Hof-

haltung allein bereits ein Drittel der Einnahmen.“ Auch Vinzenz Prechtl begann seine Ausführungen mit einer leichten Verbeugung. „Wenn ich Euch darlegen dürfte, weshalb ich ...“

„Dessen erinnere ich mich“, unterbrach Ottheinrich den Kammermeister brummig. „Was gibt es da noch darzulegen? Wir hatten vereinbart, dass meinem Bruder künftig ein Hofgefolge von vierzehn Personen zustehen soll.“ Ottheinrich stieß Luft aus seinen Lungen.

„Das stimmt“, ließ Vinzenz Prechtl sich nicht beirren. „Aber ich muss Euch erinnern, dass der Hofverband dort 8 Räte, 8 Kanzleiangehörige, 10 Edelleute, 2 Edelknaben, 6 Ärzte, 2 Kirchendiener, 8 Chorsänger, 1 Bauschreiber, 7 Jäger nebst 8 Forstknechten, 5 Wächter und 3 Fuhrknechte umfasste. In der Silberkammer waren 12 Bedienstete beschäftigt, 7 im Marstall, in der Küche 11 und 6 im Keller. Dazu abgefunden werden mussten zusätzlich ...“

„Genug!“, fiel Ottheinrich, nun unwirsch, dem Kammermeister ins Wort. „Erspart mir weitere Einzelheiten! So noch nicht geschehen, beendet alle Verträge, zahlt die Abfindungen und löst den Hof auf, so schnell es geht.“

Prechtl verneigte sich abermals. „Demnach trägt die Kasse des Fürstentums für Euren Bruder künftig ein Jahresgeld von 1.200 Gulden in bar neben Naturalien für einen vierzehnköpfigen Hofstaat.“

„Ach, Philipp, Philipp“, jammerte Ottheinrich gramvoll vor sich hin und nahm seinen Kopf zwischen die Hände. „Wie schmerzt mich dein Los!“

„Zehn Pferde gewährt ihm noch, lieber Prechtl“, richtete er sich wieder auf. „Und macht ihm ein Geschenk von 5.000 Gulden.“

Nun war es Vinzenz Prechtl, der die Luft aus seinen Lungen stieß. „Was darf ich vom Burglengenfelder Hausrat verwerten, mein Fürst?“, rang er sich unter einem Blick zu Gabriel Arnold mühsam ab.

„Keinesfalls entzieht Ihr Philipp das silberne Tafelgeschirr. Selbstverständlich behält er auch seine Garderobe. Und vorerst auch die Harnische. Lasst ihm dazu ausreichend Teppiche und

fürstliche Bettstatt. Falls er sich entscheidet, in Burglengenfeld zu bleiben. Denn mir wäre lieber, ihn in seinem Trübsinn hier in Neuburg zu beherbergen. Ich hätte da so einige Pläne, ihn auch künftig an der Landesherrschaft zu beteiligen. Was meint Ihr, verehrter Jörg von Heideck?“

„Nun, es ist Eure Entscheidung“, antwortete Ottheinrichs Hofmeister, der sich bisher als stiller Zuhörer im Hintergrund gehalten hatte. „Was schwebt Euch vor?“

„Ich meine, es wäre doch ein Frevel, Burglengenfeld wieder Wald und Wölfen zu überlassen, nach Philipps Anstrengungen dort. Man denke nur an die Befestigung der Stadtmauern, der Tore, der Brücke über die Naab, vor allem der Straßen. Es wäre doch nur recht und billig, den investierten Geldern, die Neuburg nun abzutragen hat, Nutzen abzugewinnen, anstatt einen Abzug der Bevölkerung zu riskieren, nach dem Verlust der Anziehungskraft des fürstlichen Hofes. Kurz gesagt: Philipp soll, in unser beider Namen, Burglengenfeld die Stadtrechte verleihen.“

„Ein trefflicher Vorschlag“, äußerten Ottheinrichs Berater ungeteilte Zustimmung. „Ein Recht auf Wochenmarkt, florierender Handel, Zölle und Brückenzölle, Selbstverpflichtung einer Bürgerwehr ...“

„Dies sei Philipps Geschenk zu seinem 39. Geburtstag im kommenden Jahr, was ich Euch also vorzubereiten bitte.“ Zufrieden lehnte sich Ottheinrich zurück. „Womit wir zu den Annehmlichkeiten dieses Tages kommen.“

Die vorsichtige Aufbruchsstimmung, die sich eben auf den Gesichtern der drei Umstehenden hatte ablesen lassen, verpuffte. Zu gut kannten sie ihren Fürsten ... Da man sich auch jetzt ungefragt einig war, startete man wie so oft den Versuch, Ottheinrichs kostspieligen ‚Annehmlichkeiten‘ entgegenzusteuern:

„Bedenkt, dass Neuburgs Schultern nun die Last von insgesamt einer Million Gulden an Schuldverpflichtungen drückt. Sparsamkeit ist unabdingbar ... obgleich fast nur noch ein Tropfen auf den heißen Stein ...“

Ottheinrich grummelte trotzig. Seit seinem Regierungsantritt in 1522 trug man ihm auf, dass er zu sparen hätte. Er war sich dessen zwar bewusst, nur lag es jenseits seines Verständnisses, ökonomische Erwägungen in die Planung seiner persönlichen Vorstellungen und Wünsche einfließen zu lassen. Schließlich war er ein Fürst der Landshut-Wittelsbacher Linie

...

„Beruft einen Ständetag ein“, steuerte Jörg von Heideck der sich anspannenden Situation gegen. „Mehr denn je braucht Ihr die Hilfe Eurer Landstände. Ihr wisst, dass Euch Adel und Kommunen zur Seite stehen, ebenso der Klerus, wenn auch nur teilweise. Doch dazu gilt es, die Probleme offenzulegen.“

„Dringend offenzulegen“, erlaubte sich der Kammermeister eine Nachbemerkung.

„Schon wieder einen Ständetag? Hatten wir nicht eben einen solchen?“

Ottheinrich machte aus seiner Ablehnung der ständischen Versammlungen keinen Hehl. Denn dort musste er sich denjenigen stellen, die sich eingetragener Rechte an Grundeigentum des Fürstentums erfreuten. Nicht nur lokale Herrschaftsbefugnis ging für diese Privilegierten damit einher, die ihm selbst die Entscheidungsgewalt entzog. Vor allem aber hinderten ihn deren generelle Anrechte auf Mitbestimmung und Einflussnahme auf Landesangelegenheiten, versichert in diversen Freibriefen der bayerischen Herzöge und Könige bis hinauf zum Kaiser. Seit dem Jahr 1311 existierte die sogenannte ‚*Ottonische Handfeste*‘ und auch Ottheinrich musste sich ihr beugen.

„Mit Verlaub“, gab Jörg von Heideck an, „die letzte Tagung der Stände liegt fast vier Jahre zurück. Auf den 10. Oktober 1537 hattet Ihr sie einberufen und ich erlaube mir, Euch zu erinnern, dass die Stände damals aus eigener Entscheidung eine Selbstbesteuerung beschlossen hatten. Seither fließt eine ständische Vermögensteuer in die Neuburgische Kasse.“

„Oktober 1537?“, rieb sich Ottheinrich seinen kupferroten, feingepflegten Kinnbart. „Nun, dann ruft mir einen Schreiber. Sofort will ich die Einberufungsformeln benennen. Wir wollen



doch die Stände nicht zu lange darauf warten lassen, sich einer weiteren Selbstbesteuerung zu unterwerfen.“

„Es ist bereits nach 8 Uhr, mein Fürst, die Kanzlei also geschlossen. Nach der Mittagsstunde, zur nächsten Öffnungszeit, lasse ich einen Sekretär rufen.“

„Immer diese Beamten“, beklagte sich Ottheinrich. Ihm reichte die Aussicht, sich bald einer Ständetagung ausgesetzt zu sehen. So wollte er wenigstens die Erledigung der Einberufung, die ihm als Fürst oblag, schnell hinter sich bringen.

„Nennt mir ein Datum“, beschwichtigte Gabriel Arnold. „Und so Ihr gedenkt, die übliche, allgemeine Einberufungsformel zu verwenden, lasse ich die Schreiben fertigen und Euch bleibt nur deren Unterzeichnung.“

„Ja, ja“, stimmte Ottheinrich zu. „Schreibt etwas wie ‚Die Notdurft erfordert, mit unserer Landschaft davon zu reden und zu handeln.‘ Erinnert dazu an die in Erbhuldigung abgelegte Treuepflicht und nehmt das Datum der letzten Tagung.“

„Also den 10. Oktober 1541?“

„So es denn sein muss.“

„Mein Fürst“, besänftigte auch Jörg von Heideck mit warmer Stimme und einem kleinen Lächeln. „Seid Euch der Zuneigung Eurer Stände sicher.“

„Was Ihr Zuneigung nennt, nenne ich Bevormundung“, widersprach Ottheinrich mit sauertöpfischem Gesicht und schob die Dokumente, die man ihm vordem zugeschoben hatte, mit Nachdruck beiseite.

Seinen drei Beratern war dies das Signal, dass er für den heutigen Tag über keine weiteren Belange der höfischen Verwaltung zu sprechen wünschte. Jedenfalls nicht über jene, die sie als mit Verantwortung ausgestattete höchste Beamte in der prekären Finanzlage des Fürstentums eigentlich noch vorzubringen gedachten. Trotzdem nahmen sie die Schriftrollen und Rechnungsbücher in respektvollem Schweigen an sich, um sich anschließend zu verabschieden.

„Halt, halt!“, rief Ottheinrich aus und erhob sich aus seinem Lehnstuhl. „Wohin so eilig? Habt Ihr vergessen, dass Euer Fürst auch Angenehmes mit Euch besprechen wollte?“

Hof-, Rent- und Kammermeister tauschten ahnungsvolle Blicke, unterdessen sie Ottheinrichs Winken folgten und zu ihm zurückgingen.

„Bevor man Pfalz-Neuburg nachsagt, am Bettelstab zu schnitzen, gedenke ich ein Fest zu geben. Fröhlich zu sein nehme ich als Pflicht. Vor allem, wenn es meinen Liebsten schlecht geht, so wie jetzt. Mein liebes Eheweib schaut aus trüben Augen, auch ist sie dünn und blass. Fast habe ich vergessen, wie sie lacht. Und noch größere Sorge bereiten mir Philipps Schwersinn und die Tatsache, dass ich ihn seit dem Reichstag in Regensburg nicht mehr gesehen habe und er auf meine Einladungen abweisend reagiert. Zu einem Fest wird er sicher kommen. Ein Schützenfest soll es sein, draußen in Grünau's Auwäldern.“

Schweres Ausatmen pumpte sich aus den Brustkörben dreier bekümmert Männer.

„Wann soll dieses Fest stattfinden? Und in welchem Umfang?“, meldete sich wiederum der Hofmeister Jörg von Heideck zu Wort.

„Noch vor dem Ständetag“, antwortete Ottheinrich bestimmt. „Und der Umfang? Ich bitte Euch, fragt mich doch nicht so etwas! Wie hat Neuburg seit jeher seine Feste gefeiert?! Ordentlich sage ich!“

„Für ein derartiges Fest hat Neuburg aber kein Geld mehr.“ Jörg von Heideck antwortete zwar ebenso bestimmt, aber nicht, ohne sich mit Blicken die Zustimmung bei Rent- und Kammermeister einzuholen.

„Wäre es nicht besser, dieses Vorhaben auf dem Landtag als Tagesordnungspunkt vorzutragen?“, gab Vinzenz Prechtl vorsichtig und in der Hoffnung, dass Ottheinrich sich von derartigen Ausgaben abbringen ließe, zu bedenken. „Erhält man Zustimmung“, ergänzte er angesichts dessen unwilligen Blickes, „feiert man doch umso fröhlicher. Zudem könnte man die Stände zum Fest einladen, was der Zahlungswilligkeit vor allem des Adels und der alten Ritterstände sicher zuträgt.“

„Das glaube ich nicht, verehrter Prechtl“, hielt Gabriel Arnold entgegen. „Nicht in Neuburgs Lage. Mit den Burglenfelder Schulden. Ich sehe uns schon auf dem Ständetag, um Entgegenkommen ringend. Kurzum. Blicken wir dem ins Auge: Auch wenn das Oberpfälzer Erbe mit Sicherheit unter vielen Ständischen bereits ein offenes Geheimnis sein dürfte, so gilt es, von ihnen dringende Hilfe zu erbitten. Wer meint sich da geneigt, obenauf für ein Fest zu bezahlen? Bedenkt, wir haben keinen Fugger unter uns und für jeden Einzelnen wird es schmerzliche Einschnitte in die Haushaltplanung geben müssen.“

Nach seinen Worten verneigte sich Gabriel Arnold in tiefer Ehrerbietung vor Ottheinrich, um an dessen Einsicht zu appellieren.

„Wohl gesprochen, Gabriel.“ Auch Jörg von Heideck ließ eine tiefe Verbeugung folgen.

Vinzenz Prechtl gehörte noch nicht zu Ottheinrichs über Jahrzehnte fest verwachsenen Gefolgschaft. Demnach wagte er sich auch nicht, seinem Fürsten in Arnolds oder von Heidecks Weise zu widersprechen. Aber deren respektvoller und doch entschiedener Ehrerbietung schloss er sich schweigend an.

„So sehe ich mich also überstimmt“, grantelte Ottheinrich über die vor ihm noch immer geneigten Rücken seiner Getreuen hinweg. „So sei es denn. Kein Geld also für den Fürsten. Bleibt mir wieder nur die Privatschatulle“, schob er in unüberhörbar bockigem Ton nach.

Gabriel Arnold war der erste, der sich aus seiner Verbeugung löste. „Auch diese wird, so wir das Geschenk von 5.000 Gulden an Euren Bruder ausgezahlt haben, kein Schützenfest mehr finanzieren können.“

Das arge Schnaufen, mit dem Ottheinrich auf jene Feststellung reagierte, tangierte Gabriel Arnold in keiner Weise. Schließlich gab er nur an, was fortan unumgängliche Realität wäre, und er wusste wohl, dass Ottheinrich sich dessen ebenso bewusst war, wenn er sich auch nicht dementsprechend verhielt. - Noch nicht dementsprechend verhielt.

Für einen Moment füllte Spannung das Schreibzimmer Ottheinrichs ... die sein Faustschlag auf den wuchtigen Schreibtisch zerteilte, wie eine Schrotladung einen lästigen Krähen Schwarm.

„Und ich sage, ein Schützenfest!“, donnerte er. „Meinetwegen ein letztes“, milderte er seinen Ton jedoch sofort ab. „Aber dieses findet statt. Für meine Liebsten. Einmal noch möchte ich mich mit ihnen erfreuen. Und auch mit Euch, meine Getreuen. Wohl weiß ich Eure Treue und Sorge um Euren Fürsten und Pfalz-Neuburg zu schätzen. Doch vor dem Ständetag lasst uns alle feiern, als gäbe es keine Sorgen auf dieser Welt. Danach, so schwöre ich Euch, beuge ich mich dem, was mir vorgegeben wird.“

Ottheinrich erhob sich und ging auf seine drei Beamten zu. Nacheinander fasste er jeden bei den Schultern, um ihn fest zu drücken. Als er bei Gabriel Arnold angekommen war, raunte er ihm ins Ohr.

„Geht zu Bonaventura zu Furtenbach. Von ihm bekommt Ihr sicher Geld.“

„*Mein Herr, Ihr schickt mich zum Wucherer?!*“ Die Entrüstung über den Befehl, die augenblicklich aus Gabriels Mund sprudeln wollte, verbiss er sich hinter geschlossenen Lippen. -

Nachdem sich Arnold, von Heideck und Prechtl verabschiedet hatten, verspürte Ottheinrich, dass sich Wehmut in ihm ausbreiten wollte. Bislang hatte er diese, so sie sich an ihn heranschlich, recht zügig und oft mit nur einer Handbewegung vertrieben. Nie bewilligte er sorgenschweren Stimmungen Vorrang vor seiner unerschütterlichen Lebensfreude. Doch jetzt spürte er eine dumpfe, ungekannte Vorahnung in sich aufkeimen. Deshalb war er fast froh, als es an der Tür klopfte und zwei Diener sein Schreibzimmer betraten. Der eine trug, mit etwas Mühe, etwas großes, mit einem Tuch Verhängtes, was Ottheinrich wie ein geräumiger Vogelkäfig anmutete. Der andere Diener hatte es leichter. Er hielt lediglich ein kleines Silbertablett, auf dem ein gesiegeltes Schriftstück lag.

Neugierig trat Ottheinrich näher.

„Was bringt man mir?“

„Eine Sendung aus Florenz, soeben hier eingetroffen“, wurde sich verneigt.

„Aus Florenz. Aha. Sicher von Cosimo de Medici.“

Vorfreude bemächtigte sich Ottheinrichs. Genau richtig kam die südländische Ablenkung. Längst wartete er auf Antwort des toskanischen Herzogs, mit dem er schon seit Jahren intensiven Briefwechsel pflegte und Geschenke tauschte.

Diesmal war es ein Harnisch des Augsburger Meisters Desiderius Kolman<sup>17</sup> gewesen, der seinen Weg gen Süden angetreten hatte. Rüstungen deutscher Meister galten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts als die besten der Zeit. Zuvor bestückten noch die Italiener, insbesondere die Mailänder, die herrschaftlichen Rüstkammern. Doch sie verloren jene Vorhand. Sie mussten sich der Konkurrenz von nördlich der Alpen beugen und sogar in welschen Landen liebäugelte man nun mit den Rüstungen der süddeutschen Plattnersippen. In höchsten Tönen hatte Cosimo deren Kunstfertigkeit gelobt und so fühlte sich Ottheinrich geehrt, ohne Umschweife und ohne an die Kosten zu denken, für den Medici ein Prachtstück in Auftrag zu geben:

Ein schwarzer Reitharnisch war es gewesen, edel glänzend, eine einzige Augenweide, die Haube mit drei goldenen Reifen verziert. Brust- und Rückenpanzer, Kragen sowie die Handschuhe trugen außen eine Vergoldung und innen eine ebenso schwarze Samteinfassung.

Deshalb kribbele es in Ottheinrichs Händen und er wusste nicht, ob er zuerst das Tuch vom Käfig ziehen, oder den Brief öffnen sollte.

Schlussendlich lüpfte er gespannt das Tuch ... und so, wie er den Stoff zu Boden gleiten ließ, entglitten ihm enttäuscht seine Gesichtszüge:

Im Käfig saß lediglich ein kleiner schwarzer Vogel. Kein prächtig-buntschillernder Papagei oder anderer Paradiesvogel,

---

17 1513 - 1575, letzter Vertreter der berühmten Augsburger Plattnerfamilie Kolman

den er sich, angesichts des erwarteten Gegenwertes für den kostspieligen Harnisch, im kurzen Moment der Vorfreude eingebildet hatte.

Cosimo de Medici wusste von Ottheinrichs Tiergarten und schon öfters hatte er ihm dafür den einen oder anderen erstaunlichen Exoten geschenkt. Der Florentiner nutzte seine überseeischen Handelsgeschäfte mit Venedig und seine Kontakte zu den Fuggern, die die ausgefallenen Mitbringsel über die Alpen bis nach Neuburg heranschafften.

Doch diesmal schien Cosimo die Neuburger Großzügigkeit eher mäßig anzuerkennen.

*War etwa bis Florenz durchgedrungen, mit welchen negativen Unsummen sich Neuburg fortan zierte? Von der Jungen Pfalz künftig keine Prachtgeschenke mehr zu erwarten waren?? Die Freundschaft rein auf Materielles ausgerichtet?? Der miese Vogel eine beabsichtigte Schmähung, um den Kontakt zu beenden?!*

Stehenden Fußes war Ottheinrich doppelt und dreifach sauer.

Obleich allein der Vogelkäfig unzweifelhaft von hohem Wert war, würdigte Ottheinrich den Vogel, der sein Köpfchen unter einem Flügel verborgen hatte, keines weiteren Blickes. Missmutig wies er den einen Diener an, den Vogelkäfig auf dem Tisch abzustellen, und vom anderen ließ er sich den Brief reichen. Danach schickte er seine Bediensteten hinaus.

Mit sich allein, setzte er sich zum Lesen an den Tisch. Er brach das schwere Siegel der Medici und vertiefte sich ins Latein, in dem sie kommunizierten. Die flammenden Dankesworte Cosimo's besänftigten seinen Unmut. Als er zudem erfuhr, welches Geschenk man Neuburg zgedacht hatte, verfloß Ottheinrichs schlechte Laune vollends:

Passend zum schwarzglänzenden, eines Königs würdigem Harnisch hätte man keine Mühen gescheut, ein ebensolch königliches Geschenk zu ersinnen. Lange hätte man überlegt, womit man sich bedanken könnte, was auch die verspätete Rückantwort erklärte. Als dann die Entscheidung gefallen war, galt es, jenes Präsentes überhaupt habhaft zu werden. Auch dies

kein leichtes Unterfangen, denn ... man übersandte in allergrößter Freude einen höchst seltenen indischen Königsvogel<sup>18</sup>.

So hoffe man, schloss der Brief, der deutsche, hochgeschätzte Fürst und Freund fände seine Erquickung an dem grazilen, königlichen Tier. Und dieses fühle sich in deutschen Landen wohl und beehre seinen neuen Besitzer mit den allerschönsten Vogelgesängen, von denen sich das Haus Medici für kurze Zeit hatte verzaubern lassen.

Direkt beseelt behielt Ottheinrich den Brief in seinen Händen. Ohne zu lesen, bewunderte er die schwungvollen Lettern und das imposante Siegel der Medici, mit dem der Brief zuvor verschlossen gewesen war. Fast bedauerte er, das Siegel so ungeduldig gebrochen und nun nur noch zwei Bruchstücke davon zurückbehalten zu haben.

Ottheinrich erhob sich gedankenvoll von seinem Stuhl. Er ging zu einem Schrank, um von dort mit einer fein gearbeiteten Silberschatulle an den Tisch zurückzukehren.

Einen letzten Moment noch besah er das florentinische Schriftstück. Dann schichtete er es zu den anderen in die Schatulle, um es dort, wie alle Briefe mit den welschen Landen, zu verwahren:

Wer konnte sich schon rühmen, mit den Großen Italiens freundschaftlich zu korrespondieren? Nicht nur Cosimo de Medici, auch Ercole II. d'Este, Herzog von Ferrara, zählte seit einigen Jahren zu seinen Brieffreunden. Und Federico II. di Gonzaga war es ebenso gewesen. Sicher wäre er es noch, wenn er nicht im vergangenen Jahr so plötzlich gestorben wäre. Dann nämlich könnte sich Ottheinrich bald eines Porträts des hoch verehrten Meisters Tizian erfreuen, das eben der Herzog von Mantua ihm in Dankbarkeit versprochen hatte.

Nachdem die Schatulle also wieder verstaut war, wandte sich Ottheinrich ein zweites Mal dem Vogelkäfig zu. Diesmal in ungeteilter Neugierde.

Erst jetzt wurde ihm richtig bewusst, dass er nie zuvor einen derartigen Vogel gesehen hatte, obgleich dieser bewegungslos

---

18      Dissemurus paradiseus

auf einem Stänglein saß, sein Köpfchen noch immer unter einem Flügel verborgen. So konnte er nur dessen Körper unterhalb des Kopfes bewundern. Schlank war er, eben grazil, wie Cosimo treffend beschrieben hatte. Eine einzige, harmonisch fließende Silhouette aus herrlichem, in reinem tiefschwarz leuchtenden Gefieder zeichnete ihn aus. Vor allem zwei überlangen, hauchfeinen Federn verdankte der Vogel seine majestätische Ausstrahlung. Diese beiden Federn verlängerten den gegabelten Vogelschwanz gleich einer königlichen Schleppe nicht nur um ein mehrfaches. Als ob des Schmuckes noch nicht genug, endeten sie dazu in je einer nächsten Feder, die Ottheinrich an eine umgekehrte Pfeilspitze erinnerte.

Unbedingt wollte er nun auch das Vogelköpfchen besehen. So begann er, an den Stäben des Käfigs zu kratzen, und tatsächlich schob das Vögelchen seinen Kopf unter dem Flügel hervor. Die Bewegung, mit der das Tier sich aufrichtete, war dermaßen anmutig, dass Ottheinrich, nachdem er auch das kleine schwarze Federkrönchen auf dem Vogelhaupt ausgemacht hatte, ausrief:

„Pötzblitz! Wie ein König!“

Seine Aufmerksamkeit war vollends gebannt. Spätestens jetzt waren alle negativen Gedanken, die er zuvor gegenüber Cosimo de Medici gehegt hatte, vergessen.

Wieder kratzte er an den goldschillernden Stäben des Käfigs, um unbedingt auch das Interesse des Vögelchens auf sich zu lenken.

Leider vergeblich. Still saß der Königsvogel auf der Stange. Sein Körper strahlte nun Traurigkeit aus, die für Ottheinrich herrschaftlicher Melancholie gleichkam.

Mitleidige Herzenswärme erfasste ihn.

Leise sprach der dem Vögelchen Tröstliches zu, doch die schwarschimmernden Knopfüglein behielten ihre trübsinnige Ausstrahlung. Im Endeffekt erreichte er nur, dass der Vogel einen kleinen Seufzer aus seinem Schnäblein entsandte, um dann das Köpfchen wieder unter einem Flügel zu verbergen.

In seinem Bedauern überlegte Ottheinrich, wie er dem Tier etwas Gutes tun könnte.



„Frische Luft! Bestimmt fehlt dir einfach nur frische Luft! Wer weiß, wie lange sie dich unter der muffigen Abdeckung haben ausharren lassen! Diese stümperhafte Dienerschaft! So einen Königlichen wie dich!“

Sicher in seiner Erkenntnis, trug Ottheinrich eines von den holzgeschnitzten Tischchen, die sich an den Wänden aufreiheten, in Fensternähe. Er stellte den Vogelkäfig darauf und öffnete ein Fenster.

„Piep, piep, piep“, versuchte er, das Vogelköpfchen hervorzulocken.

Umsonst.

„Tschilp, tschilp“, lieferte auch keinerlei Ergebnis.

Im Endeffekt gab es für Ottheinrich nur noch eine Lösung: Körperkontakt. Ihn drängte, den ganz offensichtlich trauernden Vogel zu streicheln. So öffnete er das Gittertürchen des Käfigs, streckte eine Hand hinein ...

... und ehe er es sich versah, war das Vögelchen ausgebüchst. Pfeilschnell hatte es seinen Kopf unter dem Flügel hervorgestreckt, Ottheinrichs ausgestreckten Arm als Anlaufbahn benutzt und das offene Fenster im Fluge zielsicher angesteuert. Unter jubelndem Gezwitscher flatterte es in die Freiheit.

Für einen Moment noch verharrte das Vögelchen mit schlagenden Flügeln vor dem Fenster. Es richtete seinen Blick auf den völlig verdatterten Ottheinrich, dass es dem schien, als verneige sich das Tier vor ihm. Dann jedoch wendete es behände und flog auf und davon.

Mit offenstehendem Mund sah Ottheinrich dem Ausreißer hinterher. Es dauerte einen Moment, bis er sich der Situation bewusst war, nämlich, dass das Vögelchen ihn an der Nase herumgeführt hatte.

„Ausgetrickst, Ottheinrich“, entfuhr ihm fassungslos. Nie ließ er sich austricksen. Normalerweise war er es, der andere zum Scherz austrickste.

Er trat ganz nah an das Fenster heran und lehnte sich hinaus. Suchend wanderten seine Augen umher, doch vom Vögelchen war nichts mehr zu sehen. Auch nach dem übermütigen Jubelgesang lauschte er vergeblich.

In einem Gemisch aus Wehmut und Verdrießlichkeit hingen seine Augen am türkisblauen Himmel. Er sog von der frühherbstlichen Luft in seine Lungen, um dann das Fenster wieder zu schließen.



AN DER DONAU, SEPTEMBER 1541

Auch diese schwere Arbeitswoche hatte Maximilian hinter sich gebracht und wie stets war er an seinem freien Tag zur Donau gelaufen.

Soeben hatte er sein Bündel an verschmutzter Wäsche entrollt, die einzelnen Stücke ins Flusswasser eingetaucht und mit Steinen beschwert. Dabei sprach er mit dem Fluss wie mit einer Mutter, die ihm seine Kleidung wusch.

„Bald“, resümierte er anschließend, über die glitschigen Steine im Flussbett an das Ufer zurückbalancierend, *„ist es vorbei mit den lauen Sonntagen im Freien. Bald gibt es Regen und Morast und kalte Füße und Schniefnasen.“*

Noch konnte er mildes Herbstwetter genießen, wengleich die Sonnenstunden spärlicher wurden. Aber jene wertvollen Tage flogen nur so dahin und bereiteten nasskaltem, ungemütlichem Wetter den Weg. Viele trübe und nebelige Sonntage würden folgen, die er frierend in seiner Dachkammer zu brachte.

Maximilian schalt sich für seine schweren Gedanken. Jenes herrliche, sonnige Herbstwetter war ein Glück und er vermeinte zu sündigen, wenn er dieses nicht in Dankbarkeit genoss. Zudem ihn die ersten Herbstfarben nur so überschütteten. Wo er auch hinblickte, leuchtete es buntgolden. Vor allem die Rebstöcke am gegenüberliegenden Donauufer waren eine einzige Augenweide.

So machte er es sich auf der Uferwiese bequem. Er nahm seine Filzkappe ab, legte sich hin und streckte sich wohligh in

die Länge. Hernach richtete er sich die Kappe als Kissen zu-  
recht, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und blinzelte in  
die Sonne.

Jegliche seelische Last fiel von ihm ab, denn das leise Fluss-  
rauschen nahm es mit sich. Ebenso umfächelte ihn ein sanfter  
Wind, der die würzigen Düfte der Natur in der Landschaft ver-  
teilte. Selbstredend war auch der unsichtbare Konzertmeister  
zur Stelle, um nach himmlischem Notenblatt die mannigfaltigen  
Geräusche des Naturreiches zu einem sonntäglichen Oh-  
renschmaus zu harmonisieren.

Wohlvertraut war Maximilian dieses Ambiente. Mit ge-  
schlossenen Augen überließ er Ohren und Nase jene Sinnes-  
freuden. In seiner schlichten Lebensweise empfand er sie als  
Geschenk, das er bar jeglicher Zurückhaltung für sich verein-  
nahmte.

Aus diesem Grund gelang es nicht einmal seinen Seelenpei-  
nigern, ihn mit der Hoffnungslosigkeit zu malträtieren, dass  
sein Traum von einer Schneiderlehre in Neuburg wohl nie in  
Erfüllung gehen, und er bei dem bleiben würde, wohin das  
Schicksal ihn hineingeboren hatte. Nämlich in das Dasein eines  
schlichten Lichtziehers.

Für einige Zeit lauschte und schnüffelte Maximilian. Dann  
jedoch erlag er der ihn verwöhnenden Sphäre. Eben, dass er  
sich sein verschlissenes Wams noch zurechtzupfte, schlum-  
merte er ein.

Lautes Vogelgeschrei holte ihn irgendwann unsanft aus dem  
Schlaf. In einer Mischung aus hässlichem Gekrächze und hef-  
tigem Gezwitscher schallte es aus Flussrichtung.

Dermaßen tief wie er eingeschlafen war, dauerte es einen  
Moment, bis Maximilian sich zurecht fand. Aber, als er reali-  
sierte, was unweit von ihm in den Lüften geschah, war er hell-  
wach:

Mehrere Krähen hackten auf einen kleinen schwarzen Vo-  
gel ein, der verzweifelt versuchte, seinen Angreifern zu ent-  
kommen. Doch gegen deren Übermacht blieb ihm keine

Chance. Eisern wurde er umringt und mit hackenden Schnäbeln bis aufs Blut attackiert.

So brauchte es nicht lange, bis seine Hilfeschreie abebbten und sein Flügelschlagen aufhörte. Wie ein Stein fiel er aus dem Kreis der Krähen nach unten. Direkt in das Wasser der Donau.

Maximilian beobachtete das für ihn ungewöhnlich grausame Szenario zuerst unbeweglich. Die ungelenken Flügelschläge, mit denen das Vöglein um sein Leben kämpfte indem es versuchte, sich auf der Wasseroberfläche zu halten, mobilisierten ihn jedoch.

Ohne einen Gedanken der Vorsicht sprang er auf. Schon im Rennen warf er sein Wams von sich, und wenige gehetzte Sprünge später stürzte er sich in die Fluten.

Er schwamm aus vollen Kräften, nur Blicke für das Vögelchen, das von der Strömung zügig abgetrieben wurde. Dabei betete er inbrünstig, dass er das Tier erreichen könne, ehe es unter Wasser geriet.

Wenige Meter vor seinem Ziel, fast schon seine Hand danach ausgestreckt, ging der Vogel mit einem jammervollen Zwitschern unter.

Jenen Sterbenslaut hörte Maximilian noch. Aber daraufhin versank auch er. Untergetaucht, öffnete er eilig seine Augen. Hochkonzentriert suchte er im grünlich-trüben Wasser nach dem kleinen Körper.

Er entdeckte ihn ... tauchte ihm wild hinterher ... fasste nach ihm ... und hatte ihn sicher in der Hand.

Mit dem letzten Sauerstoff in seinen Lungen packte er das Vöglein unter sein Hemd, dann schwamm er eiligst zurück an die Wasserfläche. Dort schöpfte er den dringend nötigen frischen Atem und beeilte sich, ans Ufer zurückzugelangen.

Sofort, als er trockenen Boden unter den Füßen spürte, holte er das schwerverletzte Vöglein hervor. Behutsam bettete er es auf die Wiese, wobei ihm klar wurde, dass er einen Vogel dieser Art noch nie gesehen hatte.

Blutüberströmt und mit durchnässtem Federkleid ruhte er vor ihm, bar jeder Regung.

Maximilian erfasste tiefes Mitleid, das ihn auf die Knie sinken ließ. Spontan faltete er zum Gebet die Hände, besann sich aber eines Anderen. Anstatt ein Totengebet zu sprechen, streiften seine Hände über das zermarterte Gefieder.

Leise Worte lösten sich von seinen Lippen.

„Nicht sterben, Vögelchen. Und hab auch keine Angst. Du bist jetzt in Sicherheit. Du musst nur atmen und deine Augen öffnen.“

Maximilians Flehen wurde erhört. Anfangs fühlten seine vorsichtig streichelnden Finger, wie sich der kleine Leib regte, woraufhin sich sogar die Äuglein öffneten.

Für einen Wimpernschlag fühlte Maximilian sich angeschaut. Dann jedoch fielen die winzigen Augenlider wieder zu. Auch der Körper des Vogels schien sich komplett zu entspannen, ganz so, als ob nun doch alles Leben aus ihm wich.

„Nein, nein, nein!“, rief Maximilian aus im Gefühl der Angst, er müsse den Vogel sterben sehen. „Du brauchst Hilfe! Wer ..., wer kann dir bloß helfen?!“

Fast panisch rappelte er sich auf, eilte über die Uferwiese und suchte nach seiner Filzkappe. Fündig geworden, rannte er damit zurück zum Vögelchen und bettete es hinein. Danach hetzte er noch einmal ans Flussufer, um dort seine nassen Kleidungsstücke unter den Steinen hervorzuholen und sie zu einem Knäuel zu winden. Mit dem Bündel auf den Armen eilte er zum Vögelchen. Er schichtete das behelfsmäßige Nest obenauf und rannte los.

Wohin er wollte, wusste er zunächst nicht. Doch im Rennen kam ihm die rettende Idee:

*Die alte Kräuter-Agnes! Die würde bestimmt helfen! Wenn nur das Vögelchen noch nicht gestorben wäre!*

Noch schneller als zuvor trugen Maximilians Füße ihn nicht nach Kreut, sondern in ein etwas abseits liegendes Waldstück unweit des großen Moorgebietes, das sich seinem Heimatdorf nordöstlich anschloss. Sein Verlangen, nach dem Vögelchen zu sehen, unterdrückte er.

*Nur keine Sekunde verlieren!*

Kaum, dass er im Wald in Sichtweite einer geduckten Hütte angekommen war, begann er laut zu rufen.

„Kräuter-Agnes! Kräuter-Agnes! Ich brauche Hilfe!“

Maximilian fiel ein Stein vom Herzen, als er die Alte auf seine Schreie hin aus ihrer Behausung kommen sah. Umringt von einigem gackerndem und schnatterndem Federvieh verharrte sie abwartend vor der Haustüre.

„Warum plärrst du denn so, Bengel?“ empfing sie ihn in Seelenruhe. „Machst mir ja die Hühner scheu. Putt, putt, putt.“

„Ich habe einen Vogel!“; flehte er und japste nach Atem.

„Geb ich dir recht. So wie du rumrennst.“

„Einen verletzten! Bitte, hilf mir, Kräuter-Agnes!“ Ungeachtet der trockenen Bemerkung streckte Maximilian seine mit dem nassen Wäschebündel beladenen Arme aus, um die Filzkappe vorzuzeigen.

Als der Alten klar geworden war, weswegen Maximilian sie anflehte, verwischte sie ihr allgegenwärtiges Misstrauen, welches sie sich angewöhnt hatte:

Auch wenn sie jetzt alt war und es eine Ewigkeit zurücklag, dass man sie wegen ihrer Heilkünste der Hexerei bezichtigt und aus ihrem Dorf vertrieben hatte, lief sie tagtäglich Gefahr, doch noch auf dem Scheiterhaufen zu enden. Oder einem Gottesurteil unterzogen zu werden. Dumm und verblendet wie die Menschen zumeist waren.

Aber jetzt würde sie bedenkenlos helfen. Zudem sie den Jüngling mit dem ungewöhnlich schönen Haar nicht nur kannte. Obendrein stand er tropfnass, doppelt aufgelöst von Wasser und Aufregung, vor ihr. Sein Haar hing in triefenden Strähnen. Kleine Rinnsale suchten sich den Weg in sein Gesicht und seine zerlumpte Kleidung klebte klitschnass an seinem Körper.

Ohne Umschweife fasste sie also nach der Filzkappe, ging zurück in die Hütte, und winkte Maximilian, ihr zu folgen. -

Ganz behutsam nahm Agnes das Vögelchen aus der Kappe. Für einen Moment hielt sie es in ihren Händen, während ihre Finger das blutbesudelte Federkleid durchstreiften. Eingehend bäugte sie den geschundenen, schlaffen Körper mit seinem

hängenden Köpfchen und führte ihn nah an ihr Gesicht. Anschließend ging sie zur Herdstelle, in der ein Feuerchen züngelte. Dort, am Rande der Heizquelle, raffte sie mit einer Hand einen Lappen, um dann das Vögelchen daraufzulegen.

„Lebt er noch?“, fragte Maximilian mit banger Stimme. „Du willst ihn jetzt doch nicht verbrennen? Gib ihn mir wieder! Ich werde ihn begraben!“

Augenblicklich verunsichert vom Tun der Greisin, versuchte er, sich dem Vogel zu nähern, um ihn an sich zu nehmen.

Agnes vertrat ihm den Weg.

„Was bist du ungestüm, Bursche! Lass eine alte Frau ihr Werk tun! Oder scher dich weg! Und zwar ohne sie!“

„Sie?“, ließ Maximilian sich widerstandslos maßregeln und wich einige Schritte zurück. Dabei wischte er sich das Gesicht, in das durch seine heftige Bewegung wieder Wasser gelaufen war, am Ärmel trocken. Aus großen Augen starrte er zu Agnes.

„Ja, sie. Und sie lebt. Also noch. Wenn du sie begräbst, dann nicht mehr. Ungeduldige Jugend!“

Agnes' Strenge war nur vorgeschoben, denn sie spürte deutlich Maximilians ehrliche Anteilnahme am Schicksal des Vögelchens. Daher sprach sie sanft weiter, während sie begann, in allerlei Kräutertöpfchen herumzusehen.

„Geh nach draußen“, wies sie auf einen hölzernen Eimer. „Hole frisches Wasser. Ich werde einige Heilkräuter auskochen.“

Während Maximilian am Brunnen Wasser schöpfte, wurde ihm bewusst, wie trocken seine Kehle war. Er erlaubte sich einen ganz schnellen Schluck. Erfrischt spurtete er mit dem vollen Eimer zurück in die Hütte.

Agnes hatte indessen diverse Kräuter in einen Tiegel gemengt, den sie jetzt mit dem Frischwasser auffüllte und über das Herdfeuer richtete.

„Soll ich das Feuer schüren?“ In gleicher Weise, in der sich Maximilians Aufregung legte, spürte er seine durchnässte Kleidung. Er begann zu frösteln und heischte nach Wärme, die von dem kaum glimmenden Herdfeuer nur spärlich ausging.

„Freilich. Tu das, mein Junge. Schließlich muss der Sud kochen. Aber achte auf das Vögelchen“, entgegnete Agnes mütterlich. „Dann hole dir den Schemel dort, setze dich her und erzähle mir, wie du zu dem Tier gekommen bist.“

Behutsam schob Maximilian einige Holzscheite in die Glut und rückte sich den ihm gewiesenen Hocker zurecht. Unterdessen er seine nassen Haarsträhnen zum Trocknen auseinanderzupfte, berichtete er haarklein, was sich an der Donau zgetragen hatte.

Agnes hörte aufmerksam zu. Dabei wiegte sie sinnend ihren Kopf und rührte im langsam aufköchelnden Kräutersud.

„Du hast ihn also nicht gestohlen, um ihn zu verkaufen“, resümierte sie.

„Aber nein!“, wehrte Maximilian ab. Keine Sekunde hatte er an etwas derartiges gedacht.

„Was willst du dann mit dem Tier tun? Es in einen Käfig sperren?“ Agnes bohrte weiter.

„Was fragst du mich?“, wurde Maximilian leicht unwirsch. „Ich weiß nicht, was ich mit dem Vogel will. Er gehört mir doch gar nicht. Ich wollte ihn nur retten.“

Agnes schickte ihm einen prüfenden Blick aus halb zusammengekniffenen Augen und murmelte etwas vor sich hin, was Maximilian nicht verstand. Aber er mutmaßte, dass der Kräutersud wohl fertig wäre, denn zeitgleich nahm die Alte den Tiegel vom Feuer. Hernach schlurfte sie durch die halbdunkle Hütte und kam mit mehreren sauberen Tüchern an den Herd zurück.

„Hilf mir jetzt“, befahl sie knapp. „Hast du saubere Finger?“

Maximilians Hände wurden kontrolliert und für sauber befunden. Anschließend bekam er den Rührlöffel und die Stoffstücke zugeschoben. „Du tunkst die Tücher in den Sud und wringst sie aus. Dann gibst du mir eines nach dem anderen, immer, wenn ich es dir sage.“

Maximilian stand auf und wollte der Anweisung folgen, doch sofort hatte er sich am kochendheißen Sud verbrüht.

„Das ist zu heiß“, jammerte er und blies an seine Finger.



„Das ist nicht zu heiß“, entgegnete Agnes trocken. „Das muss so heiß sein. Also tu, was ich dir auftrage.“

Maximilian überwand sich. Mit zusammengebissenen Zähnen fasste er ein Stoffstück, tunkte es mithilfe des Rührlöffels in den Sud, um es auf diese Weise wieder herauszufischen. Er erlaubte sich, das Tuch einen kleinen Moment an der Luft zu wedeln, dann packte er entschlossen zu und wrang es aus. Schlussendlich reichte er es der Alten, die damit das Federkleid des Vögelchens von Blut und Schmutz befreite.

„Sauberkeit ist oberstes Gebot“, kommentierte sie, unterdessen sie von Maximilian ein Tuch nach dem anderen begehrt.

Nach Beendigung dieser Prozedur öffnete das bisher teilnahmslos liegende Vögelchen seine Äuglein und gab sogar einen kleinen Schnaufer von sich.

Maximilian jubilierte innerlich. Sein Glücksschauer, der ihn durchfuhr, ließ seine Augen aufleuchten.

Agnes bemerkte es. Auch sie freute sich. Nicht nur wegen des Vögelchens, das wahrscheinlich überleben würde. - Der emotionale Jüngling war ihr eine Herzerbauung. Stimmlos murmelte sie einen Dank vor sich hin. Maximilian jedoch bremste sie, wiederum mit vorgeschobener Strenge.

„Nicht zu früh gefreut, Junge. Noch lauert der Sensenmann auf den Vogel. Jetzt heißt es erst einmal, ihn aufzupäppeln.“ Erneut maß sie Maximilian mit ernstem Blick. „Und das wird deine Aufgabe sein.“

Agnes ruppiger Ton konnte Maximilians Überschwang nicht schmälern. Freudig signalisierte er mit einem Kopfnicken seine Zustimmung.

„Trägst du eventuell einen Brustbeutel? Unter deinen klitschnassen Sachen? Willst du die nicht mal ausziehen? Den Moment kann der Vogel warten. Oder willst du dir das Fieber holen?“

„Nein.“

„Also was jetzt? Nein? Geht es ein bisschen deutlicher?“ Agnes zerrte an Maximilians Hemd. „Ausziehen!“, befahl sie.

„Hemd und Hose! Wirst ja wohl eine Bruche drunter tragen. Die behältst du an. Die trocknet an deiner Haut.“

Daraufhin ging sie erneut durch ihre Hütte, kramend, einmal hier und einmal dort.

Als sie zu Maximilian zurückkam, hatte er sich bis auf die Unterhose ausgezogen. Sie griff nach seiner nassen Kleidung, die er etwas unbeholfen in Händen hielt, und reichte ihm dafür einen kleinen Stoffbeutel und ein Lederriemchen.

„Bau dir einen Brustbeutel“, erklärte sie und drückte ihn zurück auf den Schemel.

Maximilian bastelte, währenddessen Agnes seine Kleidung zum Trocknen aufhängte.

Fragend präsentierte er sein Werk.

Als Antwort streifte ihm Agnes das Lederbändchen über den Kopf und richtete das Beutelchen an sein Herz. Anschließend widmete sie sich erneut dem Vogel, der seine Augen wie zuvor geschlossen hielt. Unter beruhigenden Worten wickelte sie ihn ganz behutsam in ein trockenes Tuch. Nur den Kopf konnte man noch von ihm sehen.

„Jetzt stecken wir den Pechvogel da hinein.“

Agnes stand vor Maximilian, der den Brustbeutel lüpfte. Kurz darauf stak der Vogel darin, wobei auch Maximilian das Köpfchen sorgsam herauschauen ließ.

„Richtig so?“

„Genau richtig.“ Agnes ließ von ihrer Strenge ab. Sie fasste nach Maximilians Händen. Eine davon dirigierte sie unter das Beutelchen. Wie in einer Schale ruhte es nun in Maximilians Handteller. Die andere Hand legte sie ihm so zurecht, dass das eingepackte Vögelchen gleich einem Säugling behütet an seinem Herzen ruhte.

Sie trat einen halben Schritt zurück und bedachte Maximilian, aber auch den Vogel, mit einem mütterlichen Blick. Dann streichelte sie beiden über den Kopf. Dem Vögelchen mit einem Finger. Maximilian dagegen mehrmals mit der ganzen Hand.

„Hat er, äh, ich meine sie, also, hat sie nicht Durst?“, sah Maximilian bewegt zu ihr auf.

„Bestimmt hat sie das. Halte sie schön warm bei dir. Ich koche inzwischen ein paar andere Kräuter aus und den Sud flößt du ihr dann ein.“

Maximilian nickte ganz vorsichtig.

„Armes Vöglein“, stützte er das kraftlos hängende Köpfchen. Ungekannte fürsorgliche Gefühle erwachten in ihm. Innig spürten seine Sinne nach dem hilflosen Wesen.

„Hast du einen Namen für sie?“, schickte Agnes eine Frage über ihre Schulter.

„Nein“, kam in seliger Gedankenverlorenheit zurück.

„Aber jeder braucht einen Namen. Auch deine neue Freundin.“

„Meinst du, sie wird meine Freundin??“

„Nun, wenn du sie gesundpflegst und sie überlebt, dann trägst du die Verantwortung für sie. Es sei denn, du setzt sie wieder den Krähen aus.“

Maximilian sah kurz zu Agnes. Er begann zu überlegen, während sie weitersprach.

„Ich weiß nicht, was für ein Vogel das ist. Aber eines ist sicher. Es ist ein Fremdling. Deshalb haben die Krähen angegriffen. Und sie werden es wieder tun. Was bedeutet, dass die Freiheit dieses Vogels mit seinem Todesurteil einhergeht.“

Agnes zog den Tiegel mit dem fertig gekochten Sud von der Feuerstelle.

„Muss noch abkühlen“, kommentierte sie und wandte sich Maximilian zu.

„Nimm dich seiner an und du hast einen Gefährten, vielleicht für dein ganzes Leben.“

„Eine Gefährtin“, verbesserte Maximilian sinnend. „Meinst du wirklich? Fürs ganze Leben? Wird denn ein Vogel so alt?“

„Na ja. Ein Spatz eher nicht. Aber ich weiß von fremdartigen Vögeln, die viel älter als Menschen werden können. Papageien nennt man sie. Gaukler verdienen mit ihnen ihr Geld und manche Fürsten vergnügen sich damit.“

„Gaukler und Fürsten? Das würde ja bedeuten, dass ich sie wieder verliere, wenn sie jemand bei mir findet.“ Maximilians Worte klangen ängstlich.

„Du sagst es“, steuerte Agnes entschieden dagegen. „WENN sie jemand bei dir findet. Also achte gut auf sie, was dein Vorgänger, wer er auch immer sein möge, ganz offensichtlich nicht getan hat. Und nun gibst du ihr zu trinken.“

Agnes rührte kräftig im Kräutersud und prüfte mit einem Finger dessen Temperatur. Danach sortierte sie ein schmales, glattes Hölzchen aus ihrem Vorrat an Zündspänen. Sie tauchte es in den Sud, hob es vor Augen und ihre Blicke folgten dem Tröpfchen, das zurück in den Tiegel perlte.

„Ich zeige dir, wie du sie tränkst.“

Agnes stellte den Tiegel in Maximilians Nähe ab. Sie fasste das Vogelköpfchen und drückte mit zwei Fingern beidseitig gegen das Schnäbelchen. Als es sich öffnete und man die kleine Vogelzunge sah, tunkte sie den Holzspan flink in den Sud und leitete das Tröpfchen dem Vogel in den Schlund.

Wenn auch mit wenig Kraft, so konnte Maximilian dennoch sehen, wie der Vogel schluckte. Deshalb begehrte er frei von Scheu, den Vogel nun selbst tränken zu dürfen.

*Wie sein Herz dabei schlug! Wie es ihn beglückte, zu spüren, wie das schwache Tierchen seine Hilfe annahm!*

Wieder und wieder flößte er dem Vogel vom Sud ein.

„Das ist genug.“ Zügig bremste Agnes Maximilian in seinem regelrechten Übereifer. „Ein Vogelmagen ist kein Weinfass.“

Sie trug den Tiegel zurück zum Herd und füllte den restlichen Sud in ein tönernes Gefäß, das sie mit einem Holzpfropfen zustöpselte.

„Und was gebe ich ihr zu fressen?“

„Gib ihr anfangs einfach ein bisschen von deiner Hafergrütze. Aber mäste sie nicht damit! Und später, wenn sie wieder gesund ist, musst du dir selber überlegen, wie es weitergeht. Vielleicht wird sie zahm und du kannst mit ihr ins Freie.“

„Oh ja! Zu kleinen Ausflügen! Nicht wahr, mein Vögelchen?“ Glücklich hob Maximilian das Beutelchen an seine Lippen und küsste das Köpfchen.

Agnes war derweil an den Herd geschlurft und hatte Maximilians Kleidung geprüft.

„Die Hose ist noch zu feucht“, schüttelte sie mit dem Kopf, wohingegen sie das Hemd von der aufgespannten Schnur abnahm. „Wie spät ist es?“

Sie brachte Maximilian das Hemd. Anschließend reckte sie ihren Kopf aus der Hütte, verschwand daraufhin aber flink nach draußen. -

„Du mein Vöglein“, hörte sie beim Hereinkommen, einige Eier in ihren Händen.

„Ich mache uns jetzt eine Eierflockensuppe. Und dann gehst du nach Hause. Einverstanden?“

„Oh, bitte, keine Mühe. Ich kann auch sofort ...“ Maximilian wehrte ab, den zeitgleich schoss ihm durch den Kopf, dass er der Alten ihre Dienste nicht bezahlen konnte.

„Warum nun wieder diese Hektik? So wird dein Vogel nicht gesund und du wirst am Ende krank.“ Agnes ließ sich nicht beirren. Sie fiel Maximilian ins Wort, während sie die Eier aufschlug.

„Aber ich kann dich nicht bezahlen. Ich habe kein Geld. Der Vater gibt doch mir nie welches.“

Maximilian wurde sich nicht bewusst, wie kleinlaut er klang und wie zusammengesunken er nun auf dem Schemel kauerte.

„Na sieh einer an!“, stemmte Agnes die Hände in die Hüften und drehte sich zu ihm um. „Stürzt sich in die Donaufluten wie ein Mann! Aber vor dem Vater mimt er das kleine Kind!“

Maximilian entgegnete nichts.

„Du kennst doch sicher Petersilie“, wandte Agnes sich wieder ihrer Suppe zu. „Also geh hinaus in meinen Kräutergarten. Zupfe ein bisschen und bringe sie mir. Und dann wird gegessen. Auch ohne Geld. Aber eine Predigt wirst du dir anhören, du mittelloser Donautaucher!“

Agnes kicherte spitzbübisch und auch Maximilian entfuhr ein Lacher. Irgendwie befreit, mit einem Blick auf sein Vögelchen, stand er auf, um die Petersilie zu holen.

Draußen spähte er durch die Baumkronen. Eine Hand schützend über das Vögelchen, lauschte er nach Krähengeschrei. Dabei grübelte er, ob die Krähen wohl auch ihn angriffen, so sie den Vogel im Brustbeutel witterten.

*„... Es ist ein Fremdling. Deshalb haben die Krähen angegriffen. Und sie werden es wieder tun. Was bedeutet, dass die Freiheit dieses Vogels mit seinem Todesurteil einbergeht. ... dann trägst du die Verantwortung ...“*

Agnes' Worte klangen ihm im Ohr und ein allererstes Mal erfasste ihn ein Vorgefühl dessen, was auf ihn zukäme ...

Maximilian entdeckte keine Krähen. Trotzdem verbarg er sein schlummerndes Anhängsel sorgsam unter seinem Hemd. Er zupfte den Halsausschnitt zurecht und nachdem er sicher war, dass der Vogel so genügend Luft zum Atmen bekäme aber trotzdem geschützt bei ihm ruhen konnte, widmete er sich seiner Umwelt.

Zunächst sah er nach der Sonne. Als er feststellte, dass ihm noch genug Zeit verbliebe, um nicht im Dunklen nach Hause gehen zu müssen, freute er sich. Seine Beweggründe vermochte er nicht richtig einzuordnen. Aber dass die Gesellschaft der Alten ihm guttat, spürte er überdeutlich. Und die angekündigte Predigt weckte Neugierde und leise Aufregung in ihm. -

Bei Maximilians Rückkehr in die Hütte verbreitete eine Talgkerze vom Tisch her ihr leicht flackerndes, aber warmes und ihm vertrautes Licht. Obendrein war der Tisch gedeckt. Zwei irdene Suppenschüsseln standen bereit, ebenso wie ein Wasserkrug und Trinkbecher. Holzlöffel lagen daneben und etwas Brot war aufgeschnitten.

Maximilian lieferte die Petersilie ab und nach Agnes' Aufforderung setzte er sich an den Tisch.

Die Suppe wurde aufgetragen und auf die Teller verteilt. Maximilian fuhr deren wunderbar kräuterwürziger Duft in die Nase. Urplötzlich überkam ihn Heißhunger. Trotzdem kontrollierte er zuerst den Brustbeutel. Erst danach stürzte er sich auf die unerwartete Mahlzeit.

Auch Agnes löffelte mit sichtlichem Appetit. Dabei erklärte sie Maximilian, wie auch er eine solche schlichte, und doch wohlschmeckende Suppe zubereiten könnte.

„Die Mutter fehlt eben, nicht wahr?“, schloss sie ihren kleinen Vortrag. „Sie ist durch nichts und niemand zu ersetzen.“

„Das stimmt“, seufzte Maximilian schwer. „Obwohl ich mich kaum noch erinnern kann, wie es war, als sie Vater und mich versorgte. Es wäre so unvorstellbar schön, sie noch zu haben.“

Maximilian legte seinen Löffel beiseite und lüpfte sein Hemd. Er äugte nach dem Vogel, schickte dann aber traurige Blicke zu Agnes.

„Nun, das hast du nicht“, knüpfte Agnes an seine Worte an. „Der Herrgott hatte etwas anderes mit ihr vor. Und dir muss ich sagen, dass du nicht deiner Eltern wegen auf der Welt bist. Du bist nämlich für dein eigenes Leben hergeschickt worden.“

Maximilian, augenblicklich von seiner aufkeimenden Schwermut abgelenkt, sah aus weiten Augen zu ihr.

*Folgte jetzt die angekündigte Predigt?*

Auch wenn er nicht verstand, was Agnes mit ihren letzten Worten meinte, schwieg er. Gespannt.

„Du bist kein Kind mehr, Maximilian“, nannte Agnes ihn zu seiner Verblüffung beim Namen. „Nur, Eltern haben die Angewohnheit, zu verdrängen, dass ihre Kinder eines Tages erwachsen geworden sind. Als Halbweise musstest du früh erwachsen werden. Und vor allem deshalb ist es an der Zeit, dass du deine eigenen Entscheidungen triffst. Und auch behauptest. Diese Vernunft traue ich dir vollends zu. Denn ich meine damit nicht, dass du deinem Vater keinen Dank und Respekt mehr zollst.“

Damit schwieg sie. Maximilian dagegen sprudelte los. Er redete sich von der Seele wie nie zuvor. Hatte er sich bisher stets mit seinem Vater ausgetauscht, so sprach er jetzt auch über ihn.

Agnes hörte aufmerksam zu. Ab und an wiegte sie ihren Kopf, doch sie unterbrach Maximilian nicht. Erst in dem Moment, in dem er ausgeredet hatte, erhob sie sich und schenkte ihm frisches Wasser in seinen Becher.

Maximilian trank gierig, formulierte schlussendlich aber jene Fragen, die ihn plagten und verunsicherten.

„Bin ich undankbar, Kräuter-Agnes? Weil mir des Vaters Handwerk nicht genügt?“

„Du bist nicht undankbar.“ Agnes musste für ihre Antwort nicht überlegen. „Dein Vater lebt sein Leben und möchte dich darin festhalten. Verständlicherweise. Er liebt seinen Sohn als Teil seiner geliebten Frau. Aber dieses Recht steht ihm nicht zu. Du bist erwachsen und du möchtest dein Leben in die eigene Hand nehmen. Und so du deine Zukunft nicht in der väterlichen Werkstatt siehst, musst du das in die Tat umsetzen.“

„Aber wie denn?! Vater wollte mir ja helfen! Gedemütigt wurde er wegen mir!“

„Das sehe ich anders. Man wird gedemütigt, wenn man dies zulässt. Der Schneider konnte wohl erniedrigende Worte austeilen. Aber dein Vater hätte sie nicht annehmen müssen. In seinem Geiste. Ja, ihr seid arm“, wurde Agnes tiefernt. „Aber ihr seid deshalb umso stärker. Wer nämlich nicht auf der Buttersseite des Lebens geboren wurde, muss für seine Wünsche kämpfen. Das ist das Gegengewicht zur Armut. Also kämpfe! Besinne dich auf deine Stärke und nimm dein Schicksal in die Hand! Genau jetzt, denn jetzt ist die Zeit dafür!“



#### SCHLOSS REICHENSCHWAND, FRÜHHERBST 1541

Drei Tagesreisen zu Pferd hatten Gabriel Arnold und seine Begleiter auf sich genommen, um nach Reichenschwand zu gelangen. Demnach lagen wiederum drei Tagesreisen vor ihnen, um das Nürnberger Umland zu verlassen und nach Neuburg zurückzukehren. Blieb nur zu hoffen, dass sie diese geld- und kräftezehrende Anstrengung nicht umsonst getätigt haben würden.

Doch ohne ebendiese leidige Hürde der persönlichen Anreise gab es keine Aussicht auf frisches Geld, mit dem Ottheinrichs Lust auf ein Schützenfest zu finanzieren war: Graf Philipps abenteuerliche Finanzwirtschaft sorgte dafür, dass Pfalz-Neuburg seine ohnehin schon beklagenswerte Kreditwürdigkeit bei seriösen Geldgebern endgültig verloren hatte. So stand nur noch der Weg zum Wucherer offen.



Jener, zu dem Ottheinrich seinen Rentmeister geschickt hatte, maßte sich an, in überheblichem Geschäftsgebaren seinen Bittstellern Reisekosten als Zusatzkosten zu bescheren, die er nicht selten als Darlehen zu Wucherzins obenauf finanzieren konnte.

In Sichtweite von Schloss Reichenschwand stoppte Gabriel Arnold sein Pferd. Auch seinen Begleitern gab er durch ein Handzeichen Befehl zum Halt.

In Gedankenschwere verinnerlichte er den Anblick des Herrensitzes, den sich Bonaventura I. von Furtenbach<sup>19</sup> aus einer alten Ritterburg erschaffen hatte. Eigentlich hätte gegolten, jenes Prachtbauwerk samt seines Besitzers zu verabscheuen. Indes, angesichts seiner eigenen Bestrebungen, nötigte ihm der Aufstieg der Familie Furtenbach Respekt ab:

Der Großvater, Hans Furtenbach, war noch nicht von Adel und diente lediglich im Militärdienst der Habsburger. Der Vater jedoch wusste die Gunst Kaiser Maximilians I. zu gewinnen und geschickt auszunutzen. Zum Ratsherrn stieg er auf, Adelsstand und Wappen im Jahr 1502 bestätigt. Als Hans II. von Furtenbach avancierte er zum Stammvater der Adelslinie, die eben jener Bonaventura I. zur weiteren Blüte brachte. Oder zum Ungewächs durch skrupellosen Wucher.

Gabriel Arnold entfuhr ein Seufzer, obwohl es auch für ihn keinen Grund zu Klage gab. Seit einem Jahr gehörte er als Jungadeliger zur privilegierten Gesellschaftsschicht der Neuburger Landsassen. Ohne den Rückhalt eines Stammvaters hatten ihm sein zielstrebiges Lernen, seine unbedingte Treue und Gefolgschaft in Ottheinrichs höchster Beamtenriege, neben seiner eisernen Sparsamkeit, zum Erwerb des Landgutes Rohrenfels verholfen. Seither war er dem Altadel gleichgestellt und demzufolge zur stimmberechtigten Teilnahme an den Pfalz-Neuburgischen Landtagen befugt. -

---

19      1498 - 1564, kam durch Geldhandel und Wucherei zu großem Vermögen

Im Bewusstsein, dass ihm diesmal sein Verhandlungsgeschick nichts nützen und er sich in Ottheinrichs Namen den demütigenden Bedingungen eines Wucherers würde beugen müssen, setzte er seinen Weg fort.

ENTWURF